<36633666590014

Kaiser Leopold I.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Konstanz.

Sammlung historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

III

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Sammlung

historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

III

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.

Kaiser Leopold I.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Konstanz.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

Vorwort.

Ueber Inhalt und Absicht dieser Schrift möge sie selbst dem freundlichen und dem feindlichen Leser Aufschluß geben. Als Laufpaß will ich ihr nur zwei Worte voranstellen, eins über die Anordnung des Inhalts und eins über die Quellen, aus welchen der Stoff entnommen ist.

In ersterer Beziehung habe ich es nach langer Ueberlegung für das Richtige gehalten, bei dem großen und vielgestaltigen Reichthum der Thatsachen und politischen Fragen unter Leopolds I. Regierung nicht die Geschichte des ganzen halben Jahrhunderts, an dessen Spitze er steht, chronologisch von Anfang bis zu Ende zu erzählen, sondern den Stoff zu trennen nach den Hauptgegenständen und erst innerhalb dieser einzelnen Fächer die Behandlung nach der Zeitfolge der Ereignisse eintreten zu lassen. Es schien

mir, die Klarheit, die Uebersichtlichkeit, das prägnante Hervortreten der geistigen Zielpunkte müsse bei dieser Behandlungsweise gewinnen. Ich wünsche sehr, daß mich diese meine Auffassung nicht getäuscht habe, besonders weil ich, so weit meine Kenntniß der Literatur reicht, der Erste bin, der Leopolds I. Regierung in dieser Weise behandelt hat. Wäre meine Kraft so groß und meine Zeit so lang, wie von Beidem das Gegentheil der Fall ist, so möchte ich wohl gern die Geschichte dieser Regierung eingehend, ausführlich und quellenmäßig schreiben; da mir dieß versagt ist, habe ich den Versuch gemacht, wenigstens durch ein klares und wahres Lebensbild in engem Rahmen mein Mögliches zu leisten.

Ich verdanke den thatsächlichen Stoff, welcher in meiner Arbeit zusammengetragen ist, theils unserer modernen Geschichtsliteratur, theils den zeitgenössischen Geschichtschreibern unter Leopold I. und bald nach seinem Tod. Unter diesen Letzteren muß ich neben den Arbeiten von Rink und Mencken namentlich hervorheben das ausgezeichnete Werk des Jesuiten Franz Wagner: die Historia Leopoldi Magni Cäsaris Augusti, ein Geschichtsbuch, das von Freund und Feind als auf guten Quellen beruhend und in

wahrhaft patriotischem Geiste geschrieben anerkannt ist. Unter den Neueren und Neuesten bin ich neben Mailath und K. A. Menzel für die erste Hälfte von Leopolds Regierung ganz besonderen Dank schuldig dem quellenmäßig gearbeiteten Werke von Adam Wolf über Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien 1869). Auch Vehses Geschichte der deutschen Höfe ist berücksichtigt, ebenso Hormayrs österreichischer Plutarch, Karajans Arbeit über Leopold I. und Peter Lambeck und Helbigs Veröffentlichung von Esajas Pufendorfs Gesandtschaftsbericht über Leopold, seinen Hof und seine Politik in den Jahren 1671 bis 1674.

Constanz, im Sommer 1873.

R. Baumstark.

Inhalt.

Kaiser Leopold I.

Einleitung.

Die Zeit, welche sich unmittelbar an den Abschluß des dreißigjährigen Krieges durch den westfälischen Frieden anreiht, wird in der europäischen und namentlich in der deutschen Geschichte gewöhnlich als einer der unfruchtbarsten, in jeder Hinsicht traurigsten Abschnitte betrachtet. Die deutschen Protestanten und ihre Fürsten hatten, angeblich um der Religion der Ersteren, in der That und Wahrheit aber um der Souveränetät der Letzteren willen, die fremden Mächte in's Reich gerufen; sie hatten unser Vaterland während anderthalb Jahrzehnten zum Tummelplatz entmenschter Soldatenhorden gemacht, sie hatten unter Mißbrauch des evangelischen Wortes, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, die vaterländische Erde an das Ausland verrathen. Das katholische Frankreich war ihnen ein ebenso erwünschter Bundesgenosse wie das protestantische Schweden: verband doch sie Alle der eine, gemeinsame Zug des giftigen Hasses gegen Kaiser und Reich und gegen das Haus Habsburg als den damaligen Träger des deutschen Staatsgedankens.

Und der im Jahre 1648 endlich erfolgte Friedensschluß hatte im Großen und Ganzen die politischen Absichten des Auslandes und der mit ihm gegen ihr Vaterland verbündeten deutschen Protestanten mit Erfolg gekrönt. Das Reich

blieb zwar äußerlich bestehen und die Kaiserkrone ward thatsächlich nicht von dem Hause hinweggenommen, unter welchem Deutschland die sonderbare Gestalt eines erblichen Wahlreichs gefunden hatte. Aber das Ausland behielt seine Hand in den deutschen Angelegenheiten; deutsche Fürsten, und unter ihnen auch Katholiken und Erzbischöfe, scheuten sich nicht, offenbar landesverrätherische Bündnisse mit Frankreich einzugehen; der Religionshader war allerdings von der Oberfläche der Ereignisse zurückgetreten, allein im Innern des Volkskörpers fraß dieses giftige Geschwür gleichwohl um sich, und es ist bis zur heutigen Stunde nicht geheilt. Deutschland als Gesammtstaat, als nationale Einheit war mit einem Wort durch den dreißigjährigen Krieg und durch den westfälischen Frieden zusammengeschlagen. Es ist deßhalb keineswegs zu verwundern, wenn das forschende Auge des Patrioten auf den Jahrzehnten, welche sich an dieses traurige Ergebniß anschließen, nicht mit Behagen, sondern eher mit bitterer Verstimmung weilt.

Indessen alle Zeiten werden von Gott geschickt, und es ist keine unter ihnen, die nicht ein nothwendiges und vollberechtigtes Glied in der goldenen Kette des göttlichen Erziehungswerkes an der Menschheit darzustellen hätte. Auch findet man, sobald einmal der erste Widerwille durch genauere Betrachtung und sorgfältige Prüfung geschichtlicher Einzelnheiten überwunden wird, in der That eine reiche Ausbeute interessanter Menschen und hervorstechender Eigenthümlichkeiten gerade in jenen Zeiten, die auf den ersten Blick so öde und leer erscheinen möchten.

Vor Allem ist es die unverwüstliche Volkskraft, welche unsere Bewunderung auf sich ziehen muß. Wer in unserem, ohne allen Zweifel wesentlich kriegerischen Zeitalter einmal in der Nähe angesehen hat, wie ein Krieg

von sechs Wochen oder Monaten das menschliche Leben verwüstet, der mag sich eine Vorstellung davon machen, welches schauderhafte sittliche und materielle Elend die Folge eines dreißigjährigen Mordens, Sengens und Brennens in unserem unglücklichen Vaterlande gewesen sein muß. Und gleichwohl finden wir schon nach wenigen Jahrzehnten in Deutschland eine zahlreiche, arbeitsame, kriegerische, in jeder Hinsicht ungebeugte Bevölkerung. Die Wunden des großen Bruderkampfes sind natürlich nicht ausgeheilt, aber dennoch ist Kraft und Gesundheit genug vorhanden, um sich neuen Unternehmungen und großen Zielen mit entschlossenem Muthe zuzuwenden. Zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung sind vor Allem die gewaltigen Türkenkriege und sodann die großen Kämpfe mit Frankreich, durch welche unter der Führung des Hauses Habsburg die von Ludwig XIV. angestrebte Uebermacht der französischen Nation in Europa gebrochen ward. Während Oesterreich nach Osten hin die christliche Cultur vor dem Halbmond rettete, schützte es nach Westen die Freiheit Europa's vor dem brutalen Uebermuth der Machthaber von Paris und Versailles. Man hat wohl schon die Undankbarkeit des Hauses Habsburg zum Sprichwort zu machen gesucht, und mancher Einzelne mag sich in dieser Hinsicht nicht ohne Grund zu beklagen gehabt haben; aber ein größerer Undank, als er gegen das Haus Habsburg in der europäischen, und namentlich in der deutschen Geschichtschreibung verübt wurde und wird, kommt nur selten in der Welt vor. In der That, wenn Oesterreich sonst Nichts gethan hätte als was es in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gegen Türken und Franzosen geleistet hat — schon hiefür sollte sich ihm jeder patriotische Deutsche zu unauslöschlichem Danke verpflichtet fühlen.

Und in diesen gewaltigen Kämpfen, von einem edlen Kaiserhause unter dem Beistand eines trotz alles vorangegangenen Jammers im Großen und Ganzen treu, brav und stark gebliebenen Volkes unternommen und durchgeführt, fehlt es auch keineswegs an wahrhaft hervorragenden Einzelgestalten. Wir sind gar eitel und gar leicht geneigt, über den Größen unserer Tage jene der Vorzeit zu vergessen oder zu verkleinern. Besinnen wir uns aber ein wenig, stellen wir uns vor, wie der glänzende Ludwig XIV., der heldenmüthige Polenkönig Johann Sobiesky, der fürchterlich geniale Peter der Große, der vollendete Staatsmann Wilhelm von Oranien im nämlichen halben Jahrhundert die Throne Europa's einnahmen, betrachten wir Feldherren und Staatsmänner wie Mazarin, Turenne, Eugen von Savoyen, Marlborough, Ludwig von Baden, so werden wir alsbald zugeben müssen, daß jene Zeit an Geisteskraft und an Talenten sich jeder anderen wohl ebenbürtig zur Seite stellen kann.

Für die innere Geschichte Deutschlands hat aber jene zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine ganz hervorragende Bedeutung dadurch, daß gerade in jener Zeit so recht eigentlich die Saat ausgestreut wurde, welche in unseren Tagen aufgegangen ist. In der Person des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zeigt sich zuerst der Gedanke verkörpert, die politischen Zustände Deutschlands auf einem ganz neuen Grunde aufzubauen, und seinen Sohn Friedrich sehen wir bereits als König von Preußen eine Stellung theils in, theils neben Deutschland einnehmen, von welcher alles seither Geschehene nur die folgerichtige weitere Entwicklung gewesen ist. Die Erkenntniß aber, daß und wie unsere Zeiten und Zustände mit vernünftiger Nothwendigkeit aus der Vergangenheit hervorgewachsen sind,

verleiht uns nicht nur Trost in der Gegenwart, sondern sie befähigt uns auch, in einem gewissen Grade die Zukunft zu ahnen, auf ihre Gestaltung vorbereitend mit einzuwirken, und so für das Schicksal unserer Nachkommen thätig zu sein.

Die Zeitperiode, welche wir in dem bisher Gesagten nach ihren allerallgemeinsten Zügen in's Auge gefaßt haben, erblickte auf dem österreichisch-deutschen Kaiserthrone Leopold den Ersten. Während einer langen Regierung von beinahe einem halben Jahrhundert sehen wir ihn mit unerschütterlicher Ausdauer und Geduld den heftigsten Stürmen die Stirne bieten, und nach Drangsalen jeder Art und von allen Seiten den irdischen Schauplatz in einem Augenblick verlassen, wo die Macht seines Hauses und seiner Monarchie so groß und glänzend dasteht, wie nur je einmal zuvor.

Diese Regierungszeit Leopolds I. ist von jeher der Gegenstand der allerentgegengesetztesten Beurtheilung gewesen. Seine Zeitgenossen, und zwar nicht etwa bloß feile Speichellecker, sondern ehrenwerthe, tüchtige und vaterlandsliebende Geschichtschreiber haben Leopold den Großen genannt; einer neueren Geistesrichtung war es vorbehalten, den Verbündeten Friedrich Wilhelms von Brandenburg und Wilhelms von Oranien als ein willenloses Werkzeug der Jesuiten darzustellen, von welchen gleichzeitig behauptet wird, daß sie die Welt im französischen Interesse zu regieren suchten, während ihr angeblicher Sklave Leopold für Oesterreich und Spanien den Riesenkampf gegen das Frankreich Ludwigs XIV. unternahm. Wo immer in der Beurtheilung einer geschichtlichen Erscheinung oder Persönlichkeit so schreiende Gegensätze sich kundgeben, da ist man von vorn herein zu dem Schlusse berechtigt, daß menschliche Leiden-

schaft, und zwar meistens auf allen betheiligten Seiten, die gesunde und maßvolle Ruhe des vernünftigen Urtheils getrübt hat, und daß kein wohlgemeinter Versuch, die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, eine gänzlich verlorene Bemühung sein wird.

Vielerlei Gründe, welche theils in den allgemeinen Verhältnissen jener Zeit, theils in den persönlichen Charaktereigenthümlichkeiten Kaiser Leopolds selbst ihre Quelle finden, haben dazu geführt, daß dieser Monarch in den weiteren Kreisen des deutschen Volkes eine ziemlich wenig gekannte Persönlichkeit ist. Es mag daher nicht unangemessen sein, sein Bild wieder einmal in einem knappen Rahmen zusammenzufassen, um die theilnehmende Mitwelt zu erinnern, auf welchen Grundlagen die Vorzüge und die Mängel der Gegenwart ruhen, und wie man vor zwei Jahrhunderten die Aufgaben des menschlichen Lebens angesehen hat.

I.

Leopolds Jugend und erste Regentenjahre.

Beim Abschlusse des westfälischen Friedens regierte in der Hofburg zu Wien Ferdinand III., seit 1637 deutscher Kaiser und österreichischer Monarch, in seiner Jugend ein tapferer Soldat und Feldherr, in seinen späteren Jahren ein friedliebender, kränklicher Herr. Die erste Hälfte seiner Regierung fiel noch in die furchtbarsten Stürme des dreißigjährigen Krieges; in den späteren Jahren mußte er sich dem Zustande fügen, welchen der westfälische Friede für das Reich geschaffen hatte. In Oesterreich selbst blieb er ganz entschieden bei den Regierungsgrundsätzen, von welchen Ferdinand II. geleitet worden war. Doch legte Ferdinand III. besonders großen Werth auf ein gutes und richtiges Verhältniß zu Deutschland. In diesem Sinne erzog er auch seine Söhne.

Kaiser Ferdinand III. war dreimal verheirathet: von 1631 bis 1646 mit der spanischen Infantin Maria Anna; 1648 bis 1649 mit der Erzherzogin Marie Leopoldine von Tirol und seit 1650 mit der Prinzessin Maria Eleonora von Mantua. Aus der ersten dieser Ehen stammten Ferdinand IV., der spätere Kaiser Leopold I. und Maria Anna, in der Folge als Gemahlin Philipps IV. Königin von Spanien. Der Kronprinz Ferdinand IV. war schon bei Lebzeiten seines Vaters als König von Böhmen und Ungarn, sowie 1653 als römischer König gekrönt worden.

Leopold war geboren am 9. Juni 1640. Um jene Zeit dachten die kaiserlichen Eltern in ihrer Freude über die Ankunft des zweiten Sohnes wohl kaum an die Möglichkeit, daß derselbe die Rolle seines ältern Bruders zu übernehmen haben werde. Der Knabe wurde als ein besonderes Gnadengeschenk der Mutter Gottes begrüßt und von Kindheit auf dem geistlichen Stande gewidmet. Schon im Jahre 1646 rief der Tod die Mutter von der Seite des Kindes. Der schon in früher Kindheit ernste und edle kleine Leopold war untröstlich bei diesem Verluste; als seine Umgebung der Thränen und des Schmerzes Mäßigung forderte, weil für den Kaisersohn leidenschaftliche Betrübniß sich nicht gezieme, antwortete er: Thränen um eine Mutter sind auch für einen Kaisersohn nicht ungeziemend, und einen größeren Verlust, als den der Mutter, gibt es für keinen Sohn. Im folgenden Jahre wurde seine Erziehung in die Hände des langjährigen österreichischen Gesandten in Venedig, des Grafen Johann Ferdinand von Portia gelegt, dem ein Graf Fugger als Gehilfe beigegeben ward. Portia war ein Mann von keineswegs außergewöhnlichen Fähigkeiten, und es scheint nicht, daß er auf die Geistesrichtung seines Zöglings irgend einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat; nur die Vorliebe für die italienische Sprache soll Leopold aus dem Umgang mit Portia für sein ganzes Leben beibehalten haben. Wichtiger war für den Knaben der erste Unterricht, welchen ihm ein frommer und eifriger Pater der Gesellschaft Jesu, Namens Christof Müller, ertheilte; als dieser nach kurzer Zeit durch den Tod abgerufen wurde, trat an seine Stelle ein anderer Jesuit, der Pater Johann Eberhard Nidhard, welcher zugleich der erste Beichtvater des jungen Erzherzogs wurde und in der Folge noch zum Cardinalshut gelangt ist. Es

war übrigens gar wenig Mühe nöthig, um den jugendlichen Leopold zur Religiosität und treuen Anhänglichkeit an seine Kirche zu erziehen. Schon die Seele des Kindes war unersättlich im Dienste Gottes und er verlangte aus eigenem Antriebe die Verlängerung der für Religionsunterricht und Gebet täglich bestimmten Zeit.

In den ersten Knabenjahren zeigte Leopold eine schwache Gesundheit und dabei ein lebhaftes, bis zum Jähzorn empfindliches Temperament. Er wurde deßhalb an strenge Regelmäßigkeit in jeder Beziehung des Lebens, an Gehorsam, Demuth und Selbstbeherrschung von Kindheit auf unerbittlich gewöhnt. Seine wissenschaftlichen Studien waren vielseitig; Lateinisch, Italienisch und Deutsch lernte er schon frühe vollständig sprechen und schreiben; später erwarb er sich auch gründliche Kenntniß der spanischen und französischen Sprache, welch' letztere er jedoch nicht liebte; denn, während ganz Europa in Denkweise, Sprache, gesellschaftlicher Sitte zu den Füßen der französischen Mode lag, blieb Leopold, wenn er auch italienisch oder spanisch sprach, in Geistesrichtung und Ausdrucksweise dem deutschen Wesen sein ganzes Leben hindurch unabänderlich treu. Außerdem wurde er in Geschichte, Philosophie und in den schönen Künsten, ganz besonders in der Musik gründlich unterrichtet. Die Hofleute scheinen den für das geistliche Amt bestimmten jungen Erzherzog etwas kaltsinnig, um nicht zu sagen geringschätzig, behandelt zu haben; Aufmerksamkeit und Schmeichelei wendete sich vorzugsweise dem Kronprinzen zu, der bei Ferdinands III. leidender Gesundheit nach wenigen Jahren den Thron zu besteigen nach menschlicher Berechnung alle Aussicht hatte. Doch die Vorsehung fügte es anders. Ein Jahr nach seiner Krönung als römischer König starb Ferdinand IV. am 9. Juli 1654 an den um

jene Zeit furchtbare Verheerungen anrichtenden Blattern, und das Recht der Thronfolge ging damit auf Leopold über. Jetzt erst fing man an, ihn in die militärischen und politischen Geschäfte nach und nach einzuweihen; wahrscheinlich entzog sich Leopold nur mit schwerem Herzen dem geistlichen Beruf, in welchen er sich in Gedanken schon hineingelebt hatte. Uebrigens hat gerade Leopolds Leben glänzendes Zeugniß abgelegt von der Wahrheit, daß höhere Güter als Religiosität, Sittlichkeit und edle Geistesbildung auch für den mächtigsten Fürsten nicht denkbar sind. Wäre Leopold mehr in Aeußerlichkeit, in militärischem Prunk und höfischem Genuß erzogen worden, so würde er nach menschlicher Voraussicht zwar den wohlverdienten Ruhm eines tugendhaften und frommen Fürsten eingebüßt, den bedenklicheren Ruf eines Kriegshelden und gewaltigen Staatsmannes aber nach seiner ganzen Naturanlage gleichwohl nicht erlangt haben.

Ferdinand III. war nach dem Tode seines ältesten Sohnes immer kränklicher und schwermüthiger geworden. Im März 1657 wurde er bettlägerig krank; er arbeitete zwar noch vom Krankenlager aus, unterzeichnete namentlich noch am 30. März einen Allianz-Vertrag mit Polen, allein rasch verschlimmerte sich sein Befinden und am 2. April Morgens zwischen 4 und 5 Uhr verschied er, seinen Sohn Leopold als Erben seiner Reiche zurücklassend.

Leopold hatte schon am 24. Januar 1655 die Huldigung der österreichischen Stände empfangen; am 27. Juni des gleichen Jahres war er als König von Ungarn, am 14. September 1656 als König von Böhmen gekrönt worden. Als er im Alter von kaum siebenzehn Jahren seinem Vater in der Regierung nachfolgte, war er, wie alle dem Hofe nahe stehenden Zeitgenossen übereinstimmend versichern, ein

Jüngling von musterhaftester Sittenreinheit, ferne von jedem Gedanken an Ausschweifungen oder Laster, unermüdlich fleißig in der Arbeit, ein Muster von Bescheidenheit, aber scheu und unsicher im öffentlichen Auftreten, und immer noch von zarter und empfindlicher Gesundheit. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit dem Tode seines ältern Bruders hatte er sich eine große und vielseitige Kenntniß der Geschäfte angeeignet; mit den leitenden Grundsätzen österreichischer Politik war er schon aus seinen früheren Studien durch und durch vertraut, und so kann man sagen, daß seine Vorbereitung zum fürstlichen Amt zwar keine glänzende, aber eine überaus tüchtige und gründliche war.

Hören wir noch einige Worte, mit welchen zwei venetianische Diplomaten jener Zeit den jungen Monarchen schildern. Der Eine sagt:

„Leopold verlebt seine Jugend in einer Reinheit und Unschuld der Sitten, welche fast beispiellos ist bei einem Privaten, und nahezu wunderbar bei einem Prinzen. Er liebt die Arbeit und ist sehr fleißig. Er begreift Alles, antwortet rasch, verschließt seine Neigungen, wählt die besseren Rathschläge, bildet sich eine eigene Meinung und entscheidet mit solcher Feinheit des Urtheils, daß man schon jetzt von seinen bedeutenden Fähigkeiten sprechen kann; für die Zukunft scheint er noch mehr zu versprechen. Seine Hausangelegenheiten hält er in großer Ordnung. Er liebt den Frieden, wie es seine Erziehung mit sich brachte. Es ist seine Ueberzeugung, daß die Größe seines Hauses, die Dauer und der Ruhm seiner Herrschaft, und die Wohlfahrt seiner Unterthanen sich am besten durch einen dauernden Frieden begründen und befestigen lassen. Seine Gesundheit kräftigt sich sehr; er sucht sie durch viele Bewe-

gung im Freien zu stärken. Jagd und Musik sind sein Vergnügen, seine einzigen Leidenschaften."

Der andere zeitgenössische Staatsmann fügt bei:

„Leopolds vorzüglichste Neigung ist die Musik. Er hat Verständniß dafür, componirt selber sehr gut, und genießt die Musik in der Kirche, an der Tafel, in der Kammer, oft ganze Tage hindurch. Uebrigens wünschen Viele, daß diese Neigung nicht zu sehr vorherrsche; Leopold sollte seine Zeit für die Politik und für höhere Ziele verwenden, um im Besitze der Macht zu bleiben. Die Seelengüte und Frömmigkeit dieses Fürsten ist unglaublich; er hat keine Spur von einem Laster und verabscheut jede Unsittlichkeit; er beichtet alle Sonntage, communicirt alle 14 Tage und außerdem noch an großen Fest- und Apostel-Tagen. Dabei hat er übrigens vorzügliche geistige Anlagen und ertheilt seinen Ministern sehr geeignete Antworten. Im Rathe vergleicht er die verschiedenen Meinungen und wählt, wie man sagt, immer die besten. Sehr oft jedoch weicht er von der Meinung seiner Räthe ab, wenn er auch keinen Entschluß faßt, ohne sie zu hören.

Da seine Erziehung mehr religiös als militärisch war, so hat er persönlich keine Neigung zum Soldatenstande; doch liebt er alle ritterlichen Eigenschaften und freut sich des Ruhmes und des Beifalls."

Dieß ist nach dem Zeugniß bestunterrichteter Männer das Charakterbild des jugendlichen Habsburgers, der von der Vorsehung bestimmt war, in einer wahrhaft eisernen Zeit, mitten unter leidenschaftlichen und gewaltsamen Menschen, während der furchtbarsten Kriege und schwersten Bedrängnisse beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch die Zügel der österreichischen Monarchie zu lenken.

Werfen wir nun auch einen kurzen Blick auf dieses

Oesterreich selbst, wie es um die Zeit von Leopolds Thronbesteigung sich unserer Betrachtung darstellt. Von der mittleren Oder bis zum adriatischen Meere sich erstreckend, vielfach in Parzellen zerstreut, war Oesterreich damals mit seiner steiermärkischen Grenze nur wenige Stunden von der Türkei entfernt, während bei weitem der größte Theil Ungarns seit mehr als einem Jahrhundert unter der Herrschaft des Halbmondes stand. Der Gesammtflächenraum der ganzen Monarchie betrug etwa 6000 Quadratmeilen; die Bevölkerung wird auf 12 Millionen Seelen, das Jahres-Einkommen auf nicht mehr als 6 Millionen Gulden angeschlagen. Daher kam es auch, daß Oesterreich um jene Zeit nicht im Stande war, eine Armee von mehr als 80,000 Mann zu halten. Der österreichische Staat befand sich im siebenzehnten Jahrhundert in der Periode des Uebergangs aus den ständischen Gliederungen und Formen des Mittelalters zu dem Staats-Absolutismus der neueren Zeit. Dieser Uebergang war schon ziemlich vollendet in Deutsch-Oesterreich. In Ungarn hatte die eigenthümliche Natur des magyarischen Volksstammes, das alte verbriefte Recht des Landes und die ununterbrochene Fortdauer der Kämpfe gegen die Türken die nämliche Entwickelung, wie sie in Deutsch-Oesterreich vor sich ging, nicht zugelassen. Der Unterschied zwischen dem Oesterreich dießseits und jenseits der Leitha, an welchem die habsburgische Monarchie noch in unseren Tagen so schwer kränkelt, hat schon unter Leopold I. den Gegenstand der ernstesten Sorge für alle österreichischen Staatsmänner gebildet. Uebrigens war auch in Deutsch-Oesterreich keineswegs ein centralistischer Absolutismus nach französischem Muster ausgebildet. Die verhältnißmäßige Milde der Herrscher, der das Land bestimmende Grundzug deutschen Wesens, und die föderative Gestaltung

des Staates hatten das französische Uebermaß in dieser Beziehung glücklich verhütet. Die Lehre vom göttlichen Rechte des Monarchen galt zwar als unzweifelhafter Grundsatz; der Antheil der Stände an der Gesetzgebung war so gut wie vernichtet, und ihr Recht der Steuerbewilligung bestand im Grund genommen auch nur dem Namen nach. Allein das ständische Wesen lebte doch wenigstens noch fort und übte seinen Einfluß auf Regierung und Verwaltung. Darum gab es auch keine einheitliche Verfassung und keine gemeinsame Gesetzgebung. Jede Provinz hatte ihre eigene Rechtspflege, Polizei und Wehrpflicht; es gab sogar eigene Zolllinien zwischen den verschiedenen österreichischen Ländern.

Die Monarchie wurde damals in drei Ländergruppen eingetheilt: die ungarischen Erbländer, die böhmischen Erbländer, welche zu keinem deutschen Reichskreis gehörten, und die deutschen Reichskreislande. Diese letztern zerfielen wieder in Nieder-Oesterreich, wozu Oesterreich ob und unter der Enns gehörten, sodann in Inner-Oesterreich, gebildet aus Steyermark, Kärnthen und Krain, und endlich in Ober-Oesterreich, bestehend aus Tirol und den österreichischen Vorlanden Vorarlberg und Breisgau.

Die Weltstellung des Hauses Habsburg beruhte nicht sowohl auf diesem eigentlich österreichischen Machtbesitz, als vielmehr auf der römischen Kaiserwürde deutscher Nation, auf der Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause und der dadurch begründeten Anwartschaft für den Fall des Aussterbens der spanischen Königsfamilie, und endlich auf Oesterreichs anerkannter Eigenschaft als Schutzmacht der römisch-katholischen Kirche.

Nachdem Leopold durch den Tod seines Vaters Oberhaupt des Staates geworden war und nachdem die durch seine Jugend herbeigeführten staatsrechtlichen Bedenken wegen des

sofortigen Regierungsantrittes in Oesterreich um so leichter beseitigt waren, als er die Krone von Ungarn und Böhmen schon bei Lebzeiten Ferdinands III. auf sein Haupt gesetzt hatte, traten alsbald die Verhältnisse zum deutschen Reich auf entscheidende Weise in den Vordergrund.

Es war dem Kaiser Ferdinand III. nicht gelungen, die Wahl Leopolds zum römischen König durchzusetzen. Der Tod überraschte ihn schneller als man geglaubt hatte, und diese trotz dem unläugbaren Verfall des deutschen Reiches immerhin nach der Meinung Europa's und durch den anerkannten Vorrang des „römischen Kaisers deutscher Nation" vor allen anderen gekrönten Häuptern auch damals noch wichtigste Frage war ungelöst. Das Reich war ohne Haupt, einige Reichsfürsten unterhielten verrätherische Verbindungen mit Frankreich, uneinig unter sich waren sie Alle, und dem Hause Habsburg insbesondere war die Mehrzahl von ihnen entweder aus politischen oder aus religiösen Gründen abgeneigt. Die Kurfürsten von der Pfalz und von Baiern stritten sich in heftiger und ärgerlicher Weise um das Reichsvicariat; es kam sogar dazu, daß der Kurfürst von der Pfalz dem baierischen Gesandten das Dintenfaß an den Kopf warf. Unter diesen wenig günstigen Umständen schrieb der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler des Reiches den Wahltag auf den 14. August 1657 aus. Nachdem langsam genug die Gesandten der acht Kurfürsten in Frankfurt am Main eingetroffen waren, erschienen endlich im Februar und März 1658 die meisten Fürsten selbst; nur Brandenburg und Baiern waren bloß durch Gesandte vertreten. Leopold selbst hatte, trotz seiner damals noch sehr schwachen Gesundheit, zu Ende Januar, mitten in einem durch seine grimmige Kälte bemerkenswerthen Winter die Reise nach der Wahlstadt angetreten. Die Feinde Oester-

reichs hatten zwar anfänglich versucht, Leopold von Führung der Kurstimme für Böhmen auszuschließen, weil nach der goldenen Bulle das zurückgelegte achtzehnte Lebensjahr hiezu erforderlich sei. Allein Leopold hatte ebenso bestimmt als kurz geantwortet, daß er schon vor mehr als zwei Jahren als König und Kurfürst von Böhmen volljährig geworden sei, und es war von diesem Mangel des Alters nicht weiter die Rede.

Wichtiger und ernster waren die Hindernisse, welche das Ausland der Wahl Leopolds entgegenstellte. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so recht, wie jämmerlich der westfälische Friede die öffentlichen Zustände Deutschlands gestaltet hatte. Ludwig XIV., König von Frankreich, konnte es wagen, wenn auch nur andeutungsweise, als Candidat des deutschen Kaiserthrones aufzutreten. In dieser einzigen Thatsache liegt eine ganze Fülle nationaler Schmach, und wenn die deutschen Fürsten jener Zeit auch nur in mäßigem Grade Patrioten gewesen wären, so hätte nach dieser Probe französischen Uebermuthes nie mehr irgend eine Anlehnung an französischen Einfluß möglich sein sollen. Der Fortgang der Geschichte wird uns leider das gerade Gegentheil zeigen. Nachdem sich übrigens Ludwig XIV. überzeugt hatte, daß er trotz allen Elendes der deutschen Nation gleichwohl nicht daran denken dürfe, ihr Kaiser zu werden, daß vielmehr eine offene Bewerbung von seiner Seite wahrscheinlich nur dazu dienen würde, die jetzt getrennten Stimmen rasch auf seinen Gegner Leopold zu vereinigen, so verwendete er nunmehr alle denkbaren Anstrengungen darauf, einen unter seinem Einflusse stehenden deutschen Candidaten aufzustellen und so das Haus Habsburg vom deutschen Kaiserthrone auszuschließen. Allein Leopold, so jung und mild er war und so unerfahren er schien, hatte gleichwohl

eine ganz klare Erkenntniß, daß es sich hier um eine Lebensfrage für ihn und für sein Haus handle; und gleichen Schrittes mit dieser Erkenntniß ging der unerschütterlich feste Entschluß, die Kaiserwahl zu seinen Gunsten durchzusetzen, koste es was es wolle.

Frankreich suchte nunmehr den Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu veranlassen, weil es unter baierischem Namen auf's Leichteste Deutschland zu beherrschen hoffte. Allein dieses Unternehmen scheiterte theils an der deutschen Gesinnung des Kurfürsten selbst, obwohl dieser wankte und während einiger Zeit mit Ludwig XIV. in geheimen Unterhandlungen stand, theils an dem Einflusse seiner Mutter, einer Schwester des verstorbenen Kaisers, die offen für Oesterreich Partei nahm. Der Erzbischof von Köln, ein geborener baierischer Prinz, der aber leider ganz unter französischem Einfluß stand, suchte zwar seinen Bruder, den Kurfürsten, zur Annahme der Wahl zu drängen, allein der Letztere blieb seinem Entschlusse getreu und Oesterreich konnte außer der Stimme Kursachsens, die ihm gewiß war, auch auf diejenige Baierns zählen. Unsicher war dagegen die Stimme des Kurfürsten von Brandenburg, feindselig war Kurpfalz, und in den Netzen der französischen Politik mehr oder minder verstrickt waren die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein. Man macht freilich zu ihrer Entschuldigung geltend, daß im Falle eines Krieges mit Frankreich ihre Länder den Gräueln der Verwüstung zunächst und zumeist ausgesetzt waren; daß sie die Besorgniß hegten, Leopold werde als deutscher Kaiser einen Reichskrieg gegen Frankreich für österreichisch-spanische Interessen führen; und daß man von ihnen nicht verlangen konnte, für solche Interessen Land und Leute zu opfern. Allein diese Entschuldigungen sind

nur scheinbare. Denn die Lage der geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein war für sie immer eine Gefahr, mochten sie sich nun dem Einfluß Frankreichs sklavisch hingeben oder gegen denselben mannhaft zur Wehr setzen. Einen Reichskrieg konnte Leopold unter keinen Umständen ohne Zustimmung des Reiches führen, und schließlich ging die Pflicht nationaler Treue allen anderen politischen Rücksichten unzweifelhaft vor. Auch war der eigentliche und wahre Grund des Verhaltens dieser gewissenlosen Kurfürsten weit weniger der berechtigte Wunsch, deutsche Macht und deutsches Blut nicht für ausschließlich spanische Interessen geopfert zu sehen, als vielmehr das selbstsüchtige Streben, einen Kaiser mit möglichst geringer Hausmacht zu bekommen, auf daß die eigene Souveränetät desto besser aufzublühen vermöge. Diesem Zwecke zulieb schämten sie sich nicht, bei der Wahl eines deutschen Kaisers nach den Absichten und Weisungen des französischen Königs zu handeln. Daß dabei auch das französische Geld seine große Rolle gespielt hat, ist eine anerkannte traurige Thatsache. Suchten sie doch die deutsche Kaiserwahl hinauszuschieben, bis der Krieg zwischen Frankreich und Spanien durch einen Friedensschluß seine Erledigung gefunden habe, angeblich damit das spanische Interesse bei der Wahl keine Rolle spielen könne, in der That aber, weil Ludwig XIV. im nächsten Feldzug die Spanier entscheidend zu schlagen, dadurch auch Oesterreichs Machtstellung zu schwächen und so den Haupteinfluß auf das Wahlgeschäft zu erlangen hoffte. Zu solch' schmachvollen Intriguen ließen sich geistliche Kurfürsten gegen Kaiser und Reich gebrauchen.

An der Spitze der österreichischen Wahlbotschaft, welche allen diesen französischen Ränken mit Geschick und Erfolg entgegengearbeitet hat, stand Fürst Eusebius Wenzel Lobko-

witz, welchen wir als Kaiser Leopolds leitenden Minister noch näher kennen lernen werden. Nachdem er die Anstände wegen der Jugend seines Monarchen mit Leichtigkeit beseitigt hatte, schritt er zur vorsichtigen Ergründung und Eroberung der einzelnen Stimmen. Eine weitere französische Cabale erschwerte ihm seine Aufgabe nicht in hohem Grade. Der französische Hof war auf den Gedanken gekommen, das Haus Oesterreich in sich selbst zu theilen. Zu diesem Zweck gab man den rheinischen Kurfürsten die Weisung, entweder den Erzherzog Ferdinand von Tirol, oder den Erzherzog Leopold Wilhelm, Bruder des verstorbenen Kaisers und Hoch- und Deutschmeister, zum Kaiser zu wählen. Der Letztere, als Mitglied des geistlichen Standes ohne alle eigene Hausmacht, zugleich ein Mann von milden und versöhnlichen Formen und von schwacher Gesundheit, leuchtete den geistlichen Herren am Rhein ganz besonders ein. Der Plan scheiterte aber an der treuen, unerschütterlichen Gesinnung des Deutschmeisters, während für den Erzherzog von Tirol keinerlei Hoffnung auf eine Wahlmehrheit zu gewinnen war. Vergeblich war also das Geld, welches Frankreich in Köln, Mainz und Trier verschwenderisch ausstreute. Vergebens waren die Anstrengungen Johann Philipps von Schönborn, des damaligen Erzkanzlers in Mainz, vergebens auch die treulosen Ränke der Domherren Franz und Wilhelm Egon, Grafen von Fürstenberg; die Aussichten Leopolds I. stiegen langsam, aber entschieden. Man sieht aus dem ganzen Hergang bei dieser Kaiserwahl, welch' außerordentlich großes Gewicht das gesammte Europa trotz aller Zerrüttungen durch dreißigjährigen Krieg und westfälischen Frieden noch immer der deutschen Kaiserkrone beizulegen sich veranlaßt sah. Seit dem Anfang des Jahres 1658 nahm die Angelegenheit eine günstigere Wendung, indem

Lobkowitz die Stimme des Kurfürsten von Trier für seinen Herrn gewann. Die entschiedene Ablehnung des Erzherzogs Deutschmeister hatte den feindseligen Bund gesprengt; nach einiger Zeit ergab sich auch der Kurfürst von Mainz, und nun folgte das allein gelassene Köln nach. Der Kurfürst von Brandenburg war nicht durch Geld, sondern nur durch politische Interessen zu gewinnen. Oesterreich schloß mit ihm ein Bündniß, welches gar sehr an die Ereignisse des Jahres 1864 erinnert. Friedrich Wilhelm sollte nämlich den Oberbefehl über eine vereinigte österreichisch-preußische Armee übernehmen, um die Schweden in Holstein zu bekämpfen; zugleich wurde dem brandenburgischen Kurfürsten die Souveränetät über sein Herzogthum Preußen gewährleistet. Erst nachdem Brandenburg gewonnen war, traf Leopold selbst in Frankfurt ein. Obwohl das Wahlergebniß nunmehr als gesichert erschien, suchten die Kurfürsten doch die Festsetzung der Wahlkapitulation zu benützen, um nicht nur ihre besonderen politischen Interessen zu fördern, sondern auch namentlich ihre Landeshoheit zu erweitern und die Rechte des Kaisers zu schmälern. Sie gingen so weit, eine Bedingung vorzuschlagen, wornach Leopold, wenn er in irgend einer Beziehung diesem Wahlvertrag oder dem westfälischen Frieden zuwiderhandeln würde, entweder selbst dem Throne entsagen oder von den Kurfürsten abgesetzt werden sollte. Mit gerechtem Unwillen verwarf Leopold derartige Bedingungen; doch konnte er schließlich nicht hindern, daß ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, keinen Antheil zu nehmen an dem schon erwähnten Kriege, welcher damals zwischen Spanien und Frankreich in den Niederlanden und in Italien geführt wurde. Schmachvoller Weise wurde dagegen den deutschen Reichsständen das Recht vorbehalten, sich von Frankreich Hilfe zu erbitten, wenn sie von Jeman-

den angegriffen würden. So war immer die Politik der deutschen Kleinstaaten gegen das Interesse des Ganzen; die Politik des Hauses Habsburg dagegen, wenn auch leider nicht stark und entschlossen genug, war dennoch die wahrhaft nationale.

Nachdem Leopold die Wahlbedingungen angenommen hatte, nachdem auch der Widerstand von Kurpfalz längst besiegt war, erfolgte am 8. Juli 1658 die Wahl. Nur wenige Wochen über achtzehn Jahre alt, wurde Leopold I. Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und am 1. August erfolgte die Krönung in Frankfurt, nachdem die Erzbischöfe von Köln und Mainz noch einen nichtsnutzigen Streit darüber geführt hatten, welcher von ihnen beiden die Krone auf das Haupt des jungen Fürsten setzen solle, dessen Interessen an den Feind des Reiches zu verrathen sie gewetteifert hatten. Der französische König murrte einige Zeit über die Kaiserwahl, allein schließlich blieb ihm nichts übrig, als dieselbe anzuerkennen. Dagegen schlossen eine Anzahl deutscher Fürsten, angeblich zur Erhaltung des westfälischen Friedens, ihres Besitzstandes und der inneren Ruhe in ihren Ländern, in der That aber zur fortwährenden Bekämpfung von Kaiser und Reich, die sogenannte rheinische Allianz, eine würdige Vorläuferin des Rheinbundes vom Jahre 1806 und wie dieser unter dem beherrschenden Einflusse Frankreichs. Oesterreich politisch zu vereinzeln und zu schwächen, ihm die wirksame Geltendmachung seiner Interessen in Europa unmöglich zu machen, und um solchen Judaspreis die Hilfe Frankreichs für die selbstsüchtigen Interessen der mitteldeutschen Fürsten zu gewinnen, das war der Zweck der rheinischen Allianz. Wem dieses Urtheil zu stark scheinen sollte, der höre die Worte, welche wenige Jahre nachher der französische Gesandte beim deutschen Reichstag an seinen König schrieb:

„Diese Allianz", schreibt der französische Diplomat, „gibt dem König Gelegenheit, seine Freunde und seinen großen Credit im Reiche zu unterhalten, sie macht ihn zum Mitgliede des Rathes der deutschen Fürsten, ohne ihn davon abhängig zu machen."

Nachdem Leopold den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, nahmen vor Allem die kriegerischen Verwicklungen im Norden Europa's seine Aufmerksamkeit in Anspruch, bevor er den höheren Zielen seiner Regierung sich zuwenden konnte. Der ehrgeizige und ruhelose König Karl X. Gustav von Schweden, ein Neffe Gustav Adolfs, der wenige Jahre zuvor durch die Thronentsagung von Gustav Adolfs Tochter Christine die Pfalzgrafschaft Zweibrücken mit der nordischen Krone vertauscht hatte, war wegen angeblicher Ansprüche des Königs Johann Casimir von Polen auf den schwedischen Thron und auf Liefland in einem blutigen Krieg gegen Polen schon zu Lebzeiten Kaiser Ferdinands III. aufgetreten. Der wahre Grund des Krieges war Karl Gustavs Bedürfniß, seine Armee kriegerisch zu beschäftigen, seine leidenschaftliche Begierde, den schwedischen Namen in Europa hoch und glänzend zu erhalten und der jämmerliche Zustand des von Parteiungen zerrissenen polnischen Staatswesens, welches als der schwächste, auf's Leichteste zu besiegende Gegner im ganzen Umkreise der Nachbarn Schwedens sich darstellte. Karl X. Gustav hatte in der ersten Zeit glänzende Fortschritte gemacht; es war ihm gelungen, vorübergehend den Kurfürsten von Brandenburg in die Kreise seiner gefährlichen Eroberungspolitik zu ziehen, und der Großfürst Franz Rakoczy von Siebenbürgen hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Es war sonnenklar, daß das österreichische Interesse auf der Seite Polens stand; die verwegene und rücksichtslose Einmischung

Rakoczy's mußte den letzten Zweifel hierüber beseitigen. Auch die französische Politik unter Cardinal Mazarins Leitung erkannte das österreichische Interesse in dieser Frage so bestimmt und richtig, daß Karl X. Gustav namentlich von Mazarin zum Kriege gegen Polen gereizt worden war, so weit bei ihm ein solcher Reiz überhaupt noch erforderlich schien. Mazarin sah voraus, daß Oesterreich Polen beistehen müsse und dadurch außer Stand gesetzt werde, die Krone Spanien in ihrem damaligen Kriege mit Frankreich wirksam zu unterstützen. In der That hatte auch Kaiser Ferdinand III. noch auf seinem Todbette einen Vertrag mit Polen wegen Leistung einer Kriegshilfe unterzeichnet, und Leopold setzte die Politik seines Vaters unverändert fort. Im Sommer 1657 rückte General Hatzfeld mit 16,000 Mann österreichischer Truppen in Polen ein, und ihm folgte, nachdem Krakau eingenommen und bald darauf Hatzfeld gestorben war, noch im gleichen Jahre Montecuculi, damals des Kaisers größter Feldherr, nach. Um die gleiche Zeit erklärten sich Dänemark und Brandenburg gegen Schweden. Der brandenburgische Kurfürst hatte wie immer mit der ihm eigenen Verschlagenheit und politischen Ueberlegenheit zugesehen und Karl Gustavs Partei nur so lange ergriffen, als dessen Fortschritte ihm selbst ungefährlich schienen. Im nämlichen Augenblicke, wo der siegreiche Schwedenkönig auch für das Herzogthum Preußen bedrohlich zu werden anfing, trat Brandenburg auf Polens und Oesterreichs Seite. Karl Gustav unternahm zwar, nachdem er aus Pommern verjagt war, mitten im Winter 1658 über den gefrorenen Belt einen ebenso halsbrechenden als glücklichen Feldzug nach der Insel Seeland, wobei die Hauptstadt Kopenhagen beinahe in seine Hände gefallen wäre. Allein im Laufe des Jahres rückten die verbündeten öster=

reichischen und brandenburgischen Truppen auf der dänischen Halbinsel und auf den Inseln ständig vor; die Schweden wurden an allen Orten geschlagen, und wäre nicht schon damals das geheime Mißtrauen zwischen Oesterreich und Brandenburg der Hemmschuh jeder großen nationalen That gewesen, so wäre Schweden durch diesen einzigen Feldzug vollständig vom Boden des deutschen Reiches ausgeschlossen worden. Karl Gustav bemühte sich vergebens, Oesterreich von seinen Bundesgenossen zu trennen; Kaiser Leopold erwiderte, daß nicht die Vergrößerung seiner eigenen Macht der Zweck des Krieges sei, daß er seine Bundesgenossen nimmermehr verlassen werde, und daß ein dauerhafter Friede nicht zu hoffen sei, so lange nicht Dänemark und Polen das Ihrige vollständig zurückerlangt hätten.

Inzwischen hatte jedoch die Eifersucht des brandenburgischen Kurfürsten gegen die österreichischen Truppen sich gesteigert; gleichzeitig war zwischen Frankreich und Spanien am 7. November 1659 der pyrenäische Friede abgeschlossen worden, nachdem Spanien durch die oben angeführten Bestimmungen der Frankfurter Wahlcapitulation der Hilfe Oesterreichs beraubt war. Die Einmischung Frankreichs in den nordischen Krieg war zu befürchten; andererseits war die Unabhängigkeit Polens gesichert, Rakoczy war schon im Jahre 1657 zum Rückzug nach Siebenbürgen genöthigt worden und hatte mit den Türken alle Hände voll zu thun. Karl Gustav von Schweden sah seinen Plan, die drei nordischen Reiche unter seiner Herrschaft zu vereinigen, durch Oesterreich und Brandenburg vernichtet und starb voll des bittersten Unmuthes über sein sinkendes Glück am 20. Februar 1660. Sein Tod beschleunigte die Friedensverhandlungen, welche schon im December 1659 im Kloster Oliva bei Danzig ihren Anfang genommen hatten. Die Völker seufzten sämmt-

lich nach Frieden. Karl Gustavs Erbe, Karl XI., war ein Kind von fünf Jahren; Oesterreichs Anforderungen waren im höchsten Grade mäßig, und die Furcht vor der Einmischung Frankreichs machte nicht nur Oesterreich, sondern auch den Kurfürsten von Brandenburg dem Frieden geneigt. Bei dieser Sachlage kam am 3. Mai 1660 der Friede von Oliva zu Stande. Der König von Polen entsagte allen Ansprüchen auf die schwedische Krone und auf Liefland; Schweden gelang es, den größten Theil seines früheren Besitzstandes zu erhalten, und zwar nicht nur gegenüber dem Kaiser, Polen und Brandenburg, sondern auch in dem am 27. Mai nachgefolgten besondern Frieden mit Dänemark. So war dieser nordische Krieg beendigt, ohne ein anderes Ergebniß, als die erfolgreiche Zurückweisung der schwedischen Eroberungsgelüste und die Sicherstellung der Unabhängigkeit Polens. Das Erstere war jedoch ein schwacher Gewinn, weil Schweden in seiner bisherigen Machtstellung an der Ostsee durch Frankreichs Vermittlung verblieb; und das Letztere war so gut wie gar Nichts, weil die polnische Nation schon damals durch endlosen inneren Hader ihre gänzliche Unfähigkeit zu einem vernünftigen Staatswesen an den Tag gelegt hatte. Einen dauerhaften und soliden Vortheil aus dem Frieden zog nur der Kurfürst von Brandenburg, dessen Souveränetät über Preußen anerkannt war, und der von jetzt an als Träger des deutschen nationalen Interesses gegenüber den Schweden auftreten konnte. Auf dieser Grundlage fortzuschreiten und einen Staat von europäischer Bedeutung zu gründen, war seither die Aufgabe und das wohlbewußte Ziel der preußischen Politik. Oesterreich aber hatte, genau so, wie es im Jahre 1864 abermals geschehen ist, mit schweren Opfern an Geld und Menschen lediglich der preußischen Politik gedient.

Es wäre gleichwohl ungerecht, dem Kaiser Leopold oder seinen Ministern hieraus einen gar zu schweren Vorwurf zu machen. Die Theilnahme am nordischen Kriege war durch das österreichische Interesse in Polen und Siebenbürgen gefordert; die Bundesgenossenschaft Brandenburgs war werthvoll und unabweislich, die Einmischung Frankreichs nach Abschluß des Friedens mit Spanien nöthigte zur raschen Annahme der gegebenen Verhältnisse. Man darf nicht zweifeln, daß das Ungenügende der erreichten Bedingungen in Wien recht wohl empfunden, und die gefahrvolle Zukunft gegenüber von Brandenburg schon damals sehr bestimmt geahnt ward.

Und nun war für einige Augenblicke Friede nach allen Richtungen. Dieser Friede barg aber, ebenfalls nach allen Richtungen, die Keime schwerer Zwietracht in sich, und es liegt uns nun ob, zu zeigen, wie und weßhalb die blutige Saat aufging.

II.

Die Türkenkriege.

Das ruhmvollste Blatt in der äußern Regierungsgeschichte Kaiser Leopolds I. ist ohne Zweifel die Geschichte der Türkenkriege; und wenn es mir bei dieser Arbeit um ein Parteiinteresse, nicht um die Wahrheit zu thun wäre, so würde die Versuchung nahe liegen, gerade diesen Gegenstand recht ausführlich zu behandeln. Den österreichischen Anstrengungen und Kämpfen gegenüber bezeichnet es die ganze Niederträchtigkeit der französischen Politik jener Zeit, daß Ludwig XIV. im Stande war, den gemeinsamen barbarischen Feind der christlichen Religion und jeder edleren menschlichen Bildung aus Haß gegen Oesterreich insgeheim

und offen zu unterstützen. Auch hatte Oesterreich in seinen Kämpfen gegen die Türkei die öffentliche Meinung ganz Europa's unzweifelhaft für sich.

Kaiser Leopold hat an diesen blutigen Kämpfen keinen persönlichen Antheil genommen, wie er überhaupt kein Soldat war. Dagegen gebührt ihm das doppelte Verdienst, mit unermüdlicher Geduld und mit unerschütterlicher Ausdauer die Fahne des Kreuzes hoch gehalten, und namentlich die rechten Feldherrn an die rechten Plätze gestellt zu haben. Niemand kann läugnen, daß es ein großes Glück, oder vielmehr eine große Gnade Gottes war, so ausgezeichnete Heerführer, wie Montecuculi, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen zu finden; aber diese Gnade war verdient durch die hohen Tugenden eines Monarchen, der im glänzenden Gegensatze zu seinem französischen Nebenbuhler in all' seinem Thun und Lassen nur durch das Gefühl der Pflicht und durch die Gebote des Christenthums sich leiten ließ. Für die Zwecke unserer Darstellung muß es übrigens, da des Kaisers Persönlichkeit bei den Türkenkämpfen nirgends im Vordergrund der kriegerischen Ereignisse auftritt, an einem kurzen und raschen Ueberblick der entscheidenden Thatsachen, und an einer scharfen Betonung ihrer politischen Tragweite genügen.

Die kriegerischen Verwicklungen Oesterreichs mit der Türkei unter Leopold I. knüpfen sich an die Verhältnisse Siebenbürgens an, welche wir schon im vorigen Abschnitt flüchtig berührt haben. Dieses Land stand seit 1526 unter eigenen, sowohl von Oesterreich als von der Türkei angeblich unabhängigen sogenannten Großfürsten. Die natürliche Bestrebung dieser Machthaber war darauf gerichtet, ihre Herrschaft auszudehnen und ein wahrhaft unabhängiges

Reich zwischen den Karpathen und der Donau zu gründen. Im Sinne dieser Politik hatte sich Rakoczy mit Karl Gustav von Schweden verbündet, weil er auf diesem Weg aus seiner doppelten Abhängigkeit von Oesterreich und der Türkei herauszukommen hoffte. Er wurde zwar von den polnischen Truppen im Bunde mit den Oesterreichern im Spätsommer 1657 geschlagen und mußte sich einen sehr schimpflichen Friedensschluß gefallen lassen; allein ganz besonders erbittert war man über ihn in Constantinopel. Diese Stimmung der Pforte ging so weit, daß Rakoczy noch im Jahre 1657 für abgesetzt erklärt, und als er sich nicht fügte, eine gewaltige türkische Armee in das Land geschickt wurde. Die Pforte verlieh das Fürstenthum, indem sie den Versuch der Siebenbürger, Franz Redey an Rakoczy's Stelle zu setzen, nicht anerkannte, einem gewissen Barcsay, der es aber niemals zu einer wirklichen Herrschaft brachte, sondern schon im Jahre 1660 zu Gunsten des nach Rakoczy's Tode von den Siebenbürgern gewählten Johannes Kemeny auf seine Würde wieder verzichten mußte und gleich nachher umgebracht wurde.

Die Siebenbürger hatten sehr wohl erkannt, daß Rakoczy's Politik für sie eine nationale war; sie unterstützten ihren Großfürsten in heldenmüthiger Aufopferung gegen die verwüstenden Einfälle der Türken. Andererseits wurde eine thatkräftige Unterstützung Rakoczy's durch Oesterreich zur Unmöglichkeit nicht nur in Folge des großen Friedensbedürfnisses der Monarchie, sondern auch durch die mißtrauische Erinnerung an sein Verhalten im nordischen Kriege.

Man konnte Oesterreich nicht zumuthen, um Rakoczy's Willen einen Krieg gegen die Türken mit allen seinen furchtbaren Möglichkeiten zu wagen. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Rakoczy im ungleichen Kampfe schließ-

lich unterlag. Am 22. Mai 1660 wurde er bei Klausenburg geschlagen; er führte selbst die Seinigen zum Angriff, erschlug mit eigener Hand siebenzehn Türken im blutigen Handgemenge, und erlag wenige Tage später den empfangenen Wunden; bald nachher fiel die wichtige Festung Großwardein in die Hände der Türken. Sie hatte die von dem kaiserlichen General Souches angebotene Besatzung in ächt ungarischer Verblendung abgelehnt; lieber erlitt sie das Aeußerste von den Ungläubigen.

Allein bald nach Rakoczy's Tod trat an Oesterreich gleichwohl die Nothwendigkeit heran, sich in die siebenbürgischen Händel einzumischen. Leopold I. konnte als König von Ungarn nicht zugeben, daß die türkische Macht nach Gutdünken in Siebenbürgen schalte und walte. Oesterreich entschloß sich daher, den Johannes Kemeny in seiner Bewerbung um die Großfürstenwürde gegen den an Barcsay's Stelle ernannten türkischen Candidaten Apafi zu unterstützen. Zu diesem Zwecke wurde Montecuculi nach Ungarn und Siebenbürgen geschickt; er rückte erfolgreich vor, und die Türken gingen ihm offenbar aus dem Weg. Wenn Oesterreich damals, als eben die Armee aus dem nordischen Kriege mit Ehre und Ruhm zurückgekehrt war, den Kampf gegen die Türken mit dem äußersten Aufwand von Kraft begonnen hätte, so wären vielleicht manche schwere blutige Opfer späterer Jahre erspart worden. Uebrigens muß auch gesagt werden, daß das beständige Mißtrauen der Ungarn und Siebenbürgen Oesterreichs Geneigtheit wie seine Macht lähmte. Dazu kam noch, daß der österreichische Candidat Kemeny schon zu Anfang des Jahres 1662 im Kampf gegen die Anhänger Apafi's seinen Tod fand, so daß von den fünf Großfürsten, welche im Lauf dieser wenigen stürmischen Jahre sich um das Land gerissen hatten — Ra-

koczy, Redey, Barcsay, Kemeny und Apafi — nur der Letztgenannte allein noch übrig blieb. Unter diesen Umständen waren denn der Kaiser, seine Minister und der österreichische Gesandte in Constantinopel übereinstimmend für thunliche Aufrechterhaltung des Friedens; die Versammlungen der oberungarischen Stände zu Kaschau und jene der Stände Gesammt-Ungarns zu Preßburg (1662) lieferten nur den Beweis, daß diese Völker zwar sehr vielen Sinn hatten für ihre partikularistischen, begründeten und unbegründeten Beschwerden, aber gar kein Verständniß für das höhere allgemeine Interesse des Reiches und für die dringende Gefahr der christlichen Bildung Europa's. Ganz besonders waren es die protestantischen Prediger, welche schon damals Ungarn und dessen Nebenländer mit wüstem Aufruhrgeschrei erfüllten. Haß und Verfolgung, so lehrten sie, müsse in weit höherem Grad den Papisten als den Mohamedanern gelten, und ein für sich bestehendes Ungarn und Siebenbürgen unter türkischem Schutz sei unendlich vorzuziehen der „Jesuitenherrschaft" unter dem Hause Habsburg. Allein je mehr Oesterreich unter diesen Umständen seine Friedensliebe und dadurch seine Schwäche zeigte, desto höher stieg das Selbstgefühl und der Uebermuth der Türken. Sie verlangten die Rückgabe der von Montecuculi in Siebenbürgen besetzten Festungen, und Oesterreich war in der That geneigt, selbst diese Forderung zu bewilligen; aber je mehr man den Krieg zu vermeiden suchte, desto höher steigerten sich die maßlosen Ansprüche des Gegners. So brachen denn endlich im Jahr 1663 die Feindseligkeiten aus. Von der Erbärmlichkeit der getroffenen Anstalten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Thatsache erwägt, daß der abermals zum Oberbefehlshaber ernannte Montecuculi zu Anfang des Juli 1663 noch nicht

einmal 6000 Mann mit 12 Kanonen beisammen hatte, während ihm gegenüber eine türkische Armee von 120,000 Mann zum Losbruch bereit stand. Das war immer Oesterreichs Schicksal, die eigene unerschöpfliche Macht nicht zu kennen und nicht zu brauchen. Auch Ungarn zeigte sich bei dieser Gelegenheit genau so, wie es sich bis auf den heutigen Tag immer gezeigt hat. Man wollte die deutsche Armee nicht in's Land lassen, bevor das ungarische Aufgebot aufgestellt sei; sodann brachte man nur einige Tausend Mann widerwilliger Soldaten unter uneinigen Führern zusammen, und setzte sich lieber allen Gräueln eines türkischen Einfalls aus, als daß man dem deutschen Oesterreich gegenüber seine Schuldigkeit gethan hätte.

Trostlos, wie der Beginn des Feldzugs, war auch dessen Verlauf. Unter unsäglichen Gräuelthaten verheerten die Türkenhorden das Land bis Gran. Wien war im höchsten Schrecken; 70,000 Bewohner flohen, so gut es ging, mit Hab und Gut. Die Straße nach Linz war mit Flüchtigen bedeckt; viele starben auf dem Wege. Der Kaiser und die Regierung blieb. Bald wendete sich die türkische Armee gegen die wichtige Festung Neuhäusel, die auch richtig nach dreiundvierzigtägiger Belagerung am 26. September in Folge der Meuterei der ungarischen Besatzungstruppen fiel. Ein Theil dieser Besatzung trat nach der Uebergabe sogleich in türkische Dienste. Mit diesem Ereigniß schloß der Feldzug von 1663. Leopold war so tief erschüttert, als es sein unwandelbares Gottvertrauen zuließ. Uebrigens wurden nunmehr erfolgreiche Anstalten getroffen, um im folgenden Jahre den erlittenen Verlust an Vortheil und Ehre wieder gut zu machen. Während 1663 die Zuzüge Brandenburgs und des Reiches erst nach Oesterreich kamen, als der Feldzug schon vorüber war, wurde nun

allüberall ernstlich gerüstet. Leopold ging zu Weihnachten persönlich nach Regensburg, um die lahmen Nerven des deutschen Reichstages wo möglich durch die kaiserliche Gegenwart zu electrisiren; auch ein großer Theil der Reichsfürsten fand sich in Person ein, und es wurden dießmal bedeutende Hilfeleistungen beschlossen, von denen freilich in bekannter Weise kaum der dritte Theil zum Vollzuge kam. Nachdem im Winter der Banus Niklas Zriny von Croatien in Verbindung mit dem Grafen Hohenlohe einen ziemlich erfolgreichen Streifzug ungarischer, croatischer, österreichischer und deutscher Truppen in das südliche Ungarn ausgeführt hatte, konnte im April und Mai 1664 der Vormarsch der Hauptarmee beginnen. Uebrigens wurde es auch dießmal wieder Juni und Juli, bis die Reichstruppen unter dem Markgrafen Leopold von Baden und das in diesem einzigen Jahr der Türkenkriege von Ludwig XIV. gestellte französische Hilfscorps unter Coligny, dem sich die Blüthe des französischen Adels freiwillig angeschlossen hatte, sich mit der österreichischen Armee vereinigten. Man hatte auch für dieses Jahr zu dem kühlbesonnenen Denker Montecuculi seine Zuflucht genommen, der am Schlusse des vorjährigen Feldzugs in nur zu gerechtem Unwillen das Commando niedergelegt hatte. Es war die höchste Zeit, daß ein Feldherr an die Spitze der Armee kam. Denn die erfreulichen Thaten, mit welchen Graf von Souches auf dem linken Donauufer den Feldzug eröffnet, insbesondere den Pascha von Neuhäusel trotz dessen überlegener Macht am 19. Juli bei Szent-Benedek in einem bedeutenden Treffen geschlagen hatte, waren gleichwohl bei weitem nicht wichtig genug, um den Krieg zu entscheiden. Es stand vielmehr schon in den letzten Julitagen die Gesammtmasse der türkischen Armee den verbündeten Truppen bei St. Gott-

hard am Raabflusse, hart an Steiermarks Grenze, gegenüber. Die europäische Civilisation hatte ihre Streitkräfte nur in der äußerst bescheidenen Anzahl von etwa 30,000 Mann am linken Ufer der Raab versammelt, während auf der entgegengesetzten Seite eine Türkenarmee von 130,000 Mann, worunter freilich nur etwa 60,000 Mann geübter Truppen, den Uebergang zu erzwingen suchte. Am 1. August kam es zur blutigen Schlacht, welche nach harter Arbeit des ganzen Tages mit der entschiedenen Niederlage der Türken endete. Es war ein ruhmvoller Tag, durch dessen glänzenden Erfolg seit einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male wieder die Ueberlegenheit der christlichen Tapferkeit und Kriegskunst über die bestialische Kampfeswuth der Mohamedaner festgestellt und für die noch bevorstehenden Kämpfe neues Selbstvertrauen begründet ward. Uebrigens hatte auch die ohnedieß wenig zahlreiche christliche Armee bei dem hartnäckigen Schlagen schwer gelitten; von einer Verfolgung der noch immer beträchtlichen türkischen Streitkräfte in großem Stil konnte nicht die Rede sein. Der österreichische Resident in Constantinopel, Reninger, leitete im Gegentheil Friedensverhandlungen ein, bei welchen von österreichischer Seite eine nur zu große, mit dem Siege von St. Gotthard nicht in richtigem Verhältniß stehende Nachgiebigkeit entwickelt wurde. Auch das ist von jeher ein Zug österreichischer Eigenthümlichkeit gewesen, daß man es nie verstanden hat, errungene Vortheile mit gehöriger Rücksichtslosigkeit auszubeuten, und einen besiegten Gegner auch herzhaft zu schädigen oder nöthigenfalls zu zermalmen. In der That kam schon am 10. August zu Vasvar unter der Form eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes ein Friede zu Stande, durch welchen die zwei wichtigen Plätze Großwardein und Neuhäusel den Türken überlassen wurden,

während Apafi als von Oesterreich und der Türkei unabhängiger Fürst von Siebenbürgen anerkannt, zugleich aber ausgesprochen ward, daß er der Pforte 60,000 Thaler Kriegskosten zu zahlen habe. So schieden die besiegten Türken aus dem Krieg, als ob sie Sieger wären.

Die öffentliche Meinung Oesterreichs und Europa's war empört. Die Beweggründe der kaiserlichen Regierung für den so ungünstigen Friedensschluß waren gewesen: der Mangel an Geld, die elende Beschaffenheit der Reichstruppen, die immer noch bestehende Ueberlegenheit der türkischen Streitkräfte, die Uneinigkeit der verschiedenen Heerführer, die gegenseitige Abneigung der Deutschen und der Ungarn und endlich der Blick nach Spanien, von wo bei dem damals schon befürchteten Tode des kränklichen Königs Karl II. ein großer Krieg mit Frankreich zu drohen schien. Ob diese Gründe den Frieden von Vasvar wirklich zu rechtfertigen im Stande sind, will ich nicht entscheiden. Thatsache ist, daß selbst der siegreiche Feldherr Montecuculi zum Abschlusse rieth. Auch die auffallende Vertraulichkeit ungarischer Magnaten mit Coligny, dem Führer der französischen Hilfstruppen, scheint nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen der kaiserlichen Regierung geblieben zu sein.

Im folgenden Jahre wurde Graf Walter Leslie als außerordentlicher Botschafter nach Constantinopel entsendet, während gleichzeitig ein türkischer Gesandter, Mohammed Pascha, in Wien eintraf. Interessant und erfreulich ist es, zu lesen, mit welchen Ermahnungen Kaiser Leopold das Gesandtschaftspersonal bei der Abreise entließ: „Sie sollten unter den Ungläubigen sich als ächte Christen erweisen, durch ihre Sittenreinheit die Vortrefflichkeit ihrer heiligen Religion ehren, durch keinerlei Unziemlichkeit oder Sünde die Ehre des christlichen Namens beflecken." Wenige Ge-

sandtschaften wurden und werden also instruirt. Die politischen Ergebnisse der österreichischen Gesandtschaft waren übrigens sehr gering: Leslie erlangte nur die Einwilligung, daß die Schiffe der Hansestädte, statt wie bisher unter englischer, von jetzt an unter kaiserlich deutscher Flagge in die türkischen Häfen einlaufen dürfen, sowie das Zugeständniß der Handelsfreiheit für eine damals in Wien errichtete, aber nach einigen Jahren wieder zu Grund gegangene „orientalische Compagnie.“ Alle übrigen Verhältnisse blieben in einer schwankenden Unsicherheit, welche den baldigen Wiederausbruch des Kampfes in beinahe sichere Aussicht stellte.

Länger, als man unter diesen Umständen vermuthen konnte, hielt die Türkei den Frieden mit Oesterreich. Die osmanische Politik widerstand während eines vollen Jahrzehnts allen Versuchungen, welche ihr theils durch die unzufriedenen und verrätherischen Ungarn, theils durch die treulosen Umtriebe Ludwigs XIV. bereitet wurden; der Großvezier Achmed Köprili wollte entschieden keinen Krieg mehr mit Oesterreich.

Seit aber dieser Staatsmann im Jahre 1676 gestorben war, begann die Annäherung an Frankreich und die Lust zur Einmischung in die ungarischen Angelegenheiten sich von Neuem kundzugeben. Der neue Großvezier Kara Mustafa hatte schon unter seinem Vorgänger eine kriegerische Politik befürwortet, und sein ganzes Streben war von jetzt an auf Herbeiführung eines Bruches gerichtet. Die Verwicklungen der Türkei mit Rußland und Polen machten noch während einiger Jahre die Erreichung des Zieles, an dem Kara Mustafa zu seinem eigenen Verderben anlangen sollte, zur Unmöglichkeit. Als aber der ungarische Graf Tököly, welchen wir später noch näher ken-

nen lernen werden, in den Jahren 1678 bis 1680 die Fahne des Aufruhrs gegen seinen rechtmäßigen Monarchen erhob, vermochte Kara Mustafa der Versuchung nicht länger zu widerstehen. Als Reningers Nachfolger, der kaiserliche Resident Kunitz, den vorbereitenden Antrag auf Erneuerung des Waffenstillstandes stellte, wurden ihm ausweichende Antworten zu Theil, um zu kriegerischen Rüstungen Zeit zu gewinnen. Schon im Jahre 1681 ließ Kara Mustafa ein Verzeichniß aller seit dem Frieden von Vasvar angeblich vorgekommenen Beschwerden aufstellen, so daß an dem festen Entschlusse des türkischen Staatsmannes, um jeden Preis einen Bruch herbeizuführen, nicht länger gezweifelt werden konnte. Die offene Parteinahme der türkischen Regierung für den Aufrührer Tököly ergänzte, was etwa an dieser Gewißheit noch gefehlt hätte.

Gleichwohl wünschte und hoffte man in der Wiener Hofburg noch immer, den Frieden zu erhalten, und schickte sogar im Frühling 1682 einen außerordentlichen Botschafter in der Person des Grafen Caprara nach Constantinopel. Allein der Empfang, welcher diesem Gesandten zu Theil ward, zeigte auch dem friedenssehnsüchtigsten Gemüthe nur allzu deutlich, daß nunmehr gegen den Osten gekämpft werden mußte, gleichviel, ob man den Frieden gegen Westen noch eine Zeit lang zu erhalten im Stande war oder nicht. Die Türken rüsteten zu einem gewaltigen Krieg; Oesterreich hatte die höchste Zeit. Der heranbrausende Sturm wurde auf beiden Seiten als ein Kampf um die Existenz Oesterreichs aufgefaßt, und als nächster Zweck des türkischen Heerführers die Eroberung Wiens betrachtet. Dennoch wurde in der althergebrachten schleppenden Weise unendlich viele Zeit mit Berathungen vergeudet, wo das entschlossenste Handeln so nöthig war. Wäre Wien von den

Türken erobert worden, so würde nach aller menschlichen Berechnung Ludwigs XIV. Uebermacht in Europa den Sieg davon getragen haben, sei es nun, daß er sich mit den Türken abgefunden hätte oder daß er zur Rettung Deutschlands und Europa's mit seiner ganzen großen aber selbstsüchtigen Macht aufgetreten wäre: in beiden Fällen wäre es um Oesterreichs Kaiserthron und Großmachtsstellung geschehen gewesen.

Dieser ernsthaften Gefahr gegenüber schloß Leopold unter der thatkräftigen Vermittlung des hochherzigen Papstes Innocenz XI., welcher allein unter allen Fürsten der Zeit, von der erhabenen Warte der katholischen Kirche aus, die herandringende Gefahr in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung erfaßte, am 30. März 1683 ein Bündniß mit Polen, wo der frühere Kronfeldherr Johann Sobiesky zum König gewählt worden war. Beide Mächte verbanden sich zu Schutz und Trutz, unter Garantie des heiligen Stuhles, gegen die Türken. Oesterreich versprach 60,000, Polen 40,000 Mann zum Kriege in Ungarn zu stellen. Am nämlichen Tag, wo Leopold diesen Vertrag unterzeichnete, brach das türkische Heer von Adrianopel auf; wenige Tage nachher traf Tököly mit seinen Anhängern im türkischen Lager ein, um unter der Fahne des Halbmondes gegen Christenthum und Habsburg zu kämpfen.

Der Marsch ging über Raab, das ohne Belagerung im Rücken gelassen wurde, geradewegs auf Wien los. Der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, hatte alle Eile nöthig, um sich aus seiner bei Komorn eingenommenen Stellung noch rechtzeitig auf Wien zurückzuziehen. Rauchwolken und Flammen verkündeten bereits der Residenzstadt die Annäherung des furchtbaren, unmenschlichen Feindes. Der Kaiser mußte sich zur Abreise von Wien entschließen.

Nachdem er den Grafen Ernst Rudiger von Starhemberg zum Commandanten von Wien ernannt und auch hier wieder seine Eigenschaft, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, glänzend bewährt hatte, verließ Leopold die Kaiserstadt am 7. Juli, Abends 8 Uhr. Die Verwirrung und Bestürzung der ganzen Bevölkerung, des gesammten Hofes war eine namenlose: nur Leopold blieb wie immer, so auch in dieser schweren Stunde ruhig, gefaßt, gottergeben. Er bedurfte dieser Eigenschaften um so mehr, als die Hefe der zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung sich bis zu Schmähungen und Drohworten gegen des Kaisers geheiligte Person verstieg. Bezeichnend genug, und nicht nur für jene Zeit, wurden als die eigentlichen Urheber des Türkenkrieges die Jesuiten, und als des Kaisers schwerstes Verbrechen wurde seine Hinneigung zur Gesellschaft Jesu vom Pöbel jener Tage angebrüllt; einige Priester des genannten Ordens fielen als Opfer der empörten Leidenschaften.

In diesen Tagen, wo jede Stunde unendlich werthvoll schien, verlor Kara Mustafa unbegreiflicher Weise geraume Zeit, und andrerseits zeigte es sich wieder einmal, wie man in Oesterreich zu arbeiten verstand, sobald endlich die äußerste Noth den Teufel des Phlegma's aus dem Ganzen und aus den Einzelnen hinauszutreiben angefangen hatte. Der Herzog von Lothringen warf 14,000 Mann Linientruppen in die Stadt; die Universität, die Bürger, alle Stände, Einheimische und Fremde wetteiferten in äußerster Anstrengung; nach wenigen Tagen waren über 200 Kanonen auf den Wällen aufgefahren und die Besatzung auf 22,000 streitbare Männer gebracht. Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Geschichte dieser für alle Zeit denkwürdigen Belagerung zu schreiben: der mir zugemessene Raum nöthigt

mich zur Beschränkung auf die Hauptergebnisse des großen Kampfes. Vom 13. Juli, an welchem Tage beim Erscheinen der türkischen Reiterei die Vorstädte in Brand gesteckt wurden, wehrte sich Wien gegen eine wüthende Belagerungsarmee von mehr als 200,000 Barbaren mit dem Heldenmuthe nicht der Verzweiflung, sondern des gläubigen Gottvertrauens, der festen Zuversicht, daß in und mit der deutschen Kaiserstadt die Sache des Christenthums siegen werde und müsse, bis zum 11. September, an welchem Tage die Entsatz-Armee den Kahlenberg und Leopoldsberg bedeckte. Oesterreich, Polen, Sachsen, Baiern, der fränkische und schwäbische Kreis hatten in der Zwischenzeit immerhin eine Armee von 85,000 Mann auf die Beine gebracht. Kaiser Leopold war von dem Gedanken, in Person den Oberbefehl zu übernehmen, freiwillig zurückgetreten, um seinem tapferen und ruhmliebenden Verbündeten Sobiesky die militärischen Lorbeeren ungetheilt zu überlassen: nächst diesem, im Geist und in der Wahrheit aber vor ihm, commandirte Karl von Lothringen. Am 12. September brach der entscheidende Morgen an: der hochbetagte, im Rufe der Heiligkeit stehende Kapuziner Marcus Avianus las die heilige Messe in der Leopoldburgkapelle auf dem Kahlenberg; König Sobiesky ministrirte ihm, mehr als 30 Fürsten flehten auf ihren Knieen zu Gott um den Sieg seiner und ihrer Sache. Nach einem schweren vielfach schwankenden Kampfe, in welchem namentlich die polnischen Truppen hart am Rande einer Niederlage standen, war Abends um sechs Uhr der große und allgemeine Sieg der christlichen Waffen entschieden. Ungeheure Beute lohnte die Sieger; die Kaiserstadt war befreit, die Belagerungsarmee vernichtet, Kara Mustafa wurde bald darauf zu Belgrad hingerichtet; die ganze Belagerung hatte den Türken 70,000, den Christen 18,000

Mann gekostet. Am 13. September zogen die Sieger triumphirend in die gerettete Stadt; am 14. kehrte Leopold nach Wien zurück, und begab sich Nachmittags in das Lager bei Schwechat, wo er mit dem polnischen König persönlich zusammentraf. Leopolds Verhalten bei dieser Veranlassung hat ihm die Beschuldigung des Undanks oder der phlegmatischen Steifheit zugezogen, weßhalb es für mich gerathen sein dürfte, bei dieser Frage den Worten und Gedanken eines protestantischen Geschichtschreibers (K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. 9. Bd. S. 127 ff.) zu folgen. „Der Zusammenkunft stand nur das Ceremoniell entgegen", sagt Menzel, „welches dem Kaiser nicht erlaubte, einen König, zumal einen erwählten, als seines Gleichen zu behandeln. Da aber Leopold wiederholt den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft äußerte, machte Sobiesky den Vorschlag, im offenen Felde einander zu Pferde, wie durch Zufall, zu begegnen und zu begrüßen. Demnach ritt der Kaiser, nachdem er in der Stephanskirche seine Andacht verrichtet hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern und einem großen Gefolge hinaus in das Lager bei Ebersdorf. Sobiesky, der ihn auf dem rechten Flügel seiner Truppen erwartete, sandte ihm zuerst seinen Kanzler entgegen, ritt aber, als er ihn kommen sah, selbst in kurzem Galopp vor. Die gegenseitige Begrüßung war sehr freundlich. („Als beide Potentaten einander erblickten, entblößten sie ihre Häupter und beugten ihre Leiber auf's Freundlichste gegen einander", sagt ein Augenzeuge.) Sobiesky richtete an den Kaiser eine kurze Anrede in lateinischer Sprache, und Leopolds Antwort in derselben Sprache drückte in gewählten Worten seinen Dank aus, daß der König durch Theilnahme an einem so heiligen Kriege und durch solchen Erfolg seinem Ruhme Zuwachs gegeben, worauf

derselbe erwiderte: „Er selbst habe wenig gethan, dem Höchsten, der den Sieg verliehen, gebühre der Dank.“ Dann befahl er seinem Sohne, dem Prinzen Jakob, vom Pferde zu steigen und dem Kaiser die Hand zu küssen. Daß der Letztere dieß geschehen ließ, ohne etwas Verbindliches zu sagen, und ohne an den Hut zu greifen, was er auch gegen die mit entblößten Häuptern herumstehenden polnischen Senatoren, Hetmänner und Palatine unterließ, verdroß den König. Er sagte nun nur noch: Falls Seine Kaiserliche Majestät die Truppen besehen wolle, so habe er den Generalen Befehl gegeben, sie ihm zu zeigen, und kehrte nach gegenseitiger Begrüßung in sein Lager zurück: Leopold ritt hierauf mit dem Kronfeldherrn Jablonowski durch die Reihen der polnischen Truppen. Zwei Tage später schickte er dem Prinzen Jakob einen kostbaren Degen mit einem Schreiben, in welchem er seinen Dank für seine und seines Vaters Theilnahme an den Waffenthaten des 12. September bezeigte.“ Mit gutem Grunde fügt Menzel dieser Erzählung des wahren Sachverhalts folgende Bemerkung bei: „Daß Sobiesky davon ritt und, anstatt selbst dem Kaiser die Truppen zu zeigen, wie derselbe gewünscht hatte, dieß Geschäft dem Groß-Kronfeldherrn überließ, war ein ärgerer Verstoß gegen die Höflichkeit, als daß der Kaiser vor dem Prinzen Jakob und vor den polnischen Großen den Hut nicht abnahm, was er auch vor den Kurfürsten nicht that.“ Leopolds von Natur steife Haltung und sein Bestreben, der ihm von Gott anvertrauten kaiserlichen Würde in keinem einzelnen Falle Etwas zu vergeben, mögen sein Benehmen bei dieser Veranlassung vielleicht etwas linkisch oder befangen gemacht haben: von Undank war seine Seele frei, wie andrerseits die Brust seines königlichen Verbündeten

vom Bewußtsein und Gefühl des Geleisteten über die Maßen gehoben und geschwellt war.

Der glorreiche Feldzug des Jahres 1683 brachte, nachdem König Sobiesky in den Sümpfen bei Parkany sich und die Seinigen unvorsichtiger Weise der größten Gefahr ausgesetzt hatte, von den im Hinterhalt liegenden Türken zusammengehauen zu werden, nur zwei Tage nachher (9. October) noch den glänzenden Sieg bei Parkany unter des Lothringers Obercommando; dieser Waffenthat folgte die Belagerung und Einnahme von Gran, welche Stadt 78 Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden war. Auch an der Grenze Steiermarks war umsichtig und glücklich gekämpft worden; die kaiserlichen Waffen triumphirten auf allen Flanken. Mit diesen Ergebnissen bezog man freudig die Winterquartiere; der polnische König kehrte in sein Reich zurück.

Allein gleichwohl dauerte der große Krieg gegen die Osmanen nach der Befreiung Wiens noch volle 15 Jahre fort. Der Verlauf dieses Kampfes bezeichnet auf's Schärfste die Eigenthümlichkeiten der Regierung Leopolds. Es ist kein stetiges, gleichmäßiges Fortschreiten nach einem von vorn herein bestimmten Ziel, wohl aber ein zähes, unerschütterliches Festhalten gegebener Nothwendigkeiten in Glück und Unglück, im stürmischen Wechsel aller menschlichen Dinge.

Der Feldzug des Jahres 1684 brachte dem Kaiser einen neuen Verbündeten in der Republik Venedig, während andererseits die Annäherung zwischen der Türkei und Frankreich Fortschritte machte. Am Jahrestag der Belagerung Wiens stand der Erzherzog Karl von Lothringen vor den Mauern Ofens; die Belagerung dieser Stadt mußte jedoch nach großen Verlusten wieder aufgegeben werden, dagegen

erfocht der Erzherzog im folgenden Jahre, am 16. August 1685, einen großen Sieg bei Gran, in Folge dessen die Festung Neuhäusel übergeben werden mußte. Die Türken, durch das bisherige Mißgeschick gereizt, nahmen ihren wichtigsten Bundesgenossen Tököly gefangen, und ließen ihn, mit Ketten beladen, nach Adrianopel schleppen; obwohl er nach einiger Zeit wieder freigelassen wurde, war doch sein Einfluß auf seine Landsleute von jetzt an gelähmt.

Der Feldzug des Jahres 1686 brachte endlich die erfolgreiche Belagerung Ofens, der Vormauer und zugleich des Hauptsitzes der türkischen Herrschaft in Ungarn. Der Kaiser hatte in diesem Jahre zwei neue Bundesgenossen, nämlich Rußland und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welch' letzterer, durch die Verfolgung seiner calvinistischen Religionsgenossen in Frankreich gegen Ludwig XIV. aufgebracht, nach langem Groll sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte und ihm 8000 vortreffliche Soldaten nach Ungarn schickte. Unter diesen Umständen wurde der Krieg mit größerem Nachdruck geführt; am 18. Juni stand das christliche Heer im Angesicht Ofens, und am 2. September wurde diese Festung nach einer langen Reihe blutiger Kämpfe mit Sturm genommen; bei diesem Anlaß wurde zum ersten Male das Bajonet als entscheidende Waffe gebraucht. Ofen war 145 Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden; seine Wiedereroberung war das entscheidende Vorzeichen, daß es von jetzt an mit der mohamedanischen Herrschaft in Europa abwärts gehen solle.

Die unmittelbare Folge der unter den Augen einer türkischen Entsatzarmee glorreich durchgeführten Einnahme Ofens war die Eroberung von Siklos, Fünfkirchen und Szegedin, sowie eine türkische Anfrage wegen eines etwa möglichen Friedensschlusses. Dieses Gesuch hatte jedoch zunächst keinen

Erfolg, weil die Osmanen sich immer noch nicht von Tököly trennen wollten, während der Kaiser wahrlich nicht in der Lage war, mit einem hochverrätherischen Unterthanen und mit dessen Beschützern zu unterhandeln.

Der Feldzug des Jahres 1687, bei dessen Vorbereitung der Kaiser selbst während des ganzen Winters unermüdlich thätig gewesen war, entsprach in seinem Verlaufe der gesteigerten Siegeszuversicht der Christen, sowie dem sinkenden Muthe ihrer Gegner. Karl von Lothringen, und unter ihm der Kurfürst von Baiern, der Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen rückten an der Spitze ansehnlicher Streitkräfte vor und lieferten am Berge Harkany dem türkischen Großvezier am 12. August eine gewaltige Schlacht, deren Folge die Eroberung Slavoniens war. Durch diese Waffenthat sah sich der ganze auf dem rechten Donauufer liegende Theil Ungarns von der türkischen Herrschaft befreit. An diesen Sieg schloß sich ein erfolgreicher Zug nach Siebenbürgen als würdiger Schluß des Feldzugs an; Klausenburg, Hermannstadt und andere Hauptorte des Landes dienten der kaiserlichen Armee als Winterquartiere bis zum folgenden Frühjahr. Siebenbürgen war von jetzt an thatsächlich ein für Oesterreich erobertes Land.

Auch im Jahre 1688 machten die kaiserlichen Waffen unausgesetzte Fortschritte; Stuhl-Weißenburg wurde mit Sturm genommen, und während seit 150 Jahren der ungarische Boden der Schauplatz der Kämpfe mit den Türken gewesen war, drangen jetzt zum ersten Male die kaiserlichen Truppen unter dem Markgrafen Ludwig von Baden siegreich in Bosnien ein und schlugen die Türken in der Schlacht bei Derbent. Jedoch die glänzendste That des Feldzugs war die unter dem Oberbefehl des Kurfürsten

von Baiern am 7. September mit stürmender Hand erfolgte Einnahme der Festung Belgrad. Mit diesem Ereigniß befand sich Kaiser Leopold, jetzt 48 Jahre alt, auf dem Höhenpunkte seines Ruhmes und äußeren Lebensglückes.

Jetzt erschien auch zum ersten Male eine um Frieden bittende türkische Gesandtschaft, jedoch unter dem Vorwand, die Thronbesteigung des neuen Sultans Suleiman anzukündigen, im kaiserlichen Lager und sodann in Wien. Die eingeleiteten Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, weil die türkische Regierung den gegenwärtigen Besitzstand im Allgemeinen als Grundlage festhielt, ja sogar die Rückgabe Belgrads forderte, während die verbündeten Mächte Oesterreich, Rußland, Venedig und Polen über diese Grenze hinaus Eroberungen zu machen begehrten.

Dieß ist nun wieder einer derjenigen Wendepunkte, wo die schwachen Seiten der Leopoldinischen Regierung unverkennbar zu Tage treten. Entweder hätte man auf der Grundlage des Besitzes von Belgrad Frieden schließen, oder aber mit der Vernichtung der Türkenherrschaft in Europa unerbittlichen Ernst machen, die Fahne des Kreuzes und der römisch-katholischen Kirche in Constantinopel aufpflanzen, und so der ganzen seitherigen Geschichte Europa's eine andere Wendung geben sollen. Den Abschluß des Friedens verweigern und nachher den Krieg mit verminderter Kraft fortführen, war unter allen Umständen das Verkehrteste, was geschehen konnte. Die gleichzeitigen Verwicklungen mit Frankreich, welche wir weiter unten darstellen werden, entschuldigen den im Osten begangenen Fehler nicht. Gerade dieß wäre die Aufgabe einer genialen Politik gewesen, diese gleichzeitige Verwicklung so lange zu verhindern oder aufzuhalten, bis die Dinge im Osten entweder durch raschen

Frieden oder durch vollständigen Sieg ihre Erledigung gefunden hätten.

Zwar schien auch der Anfang des Feldzuges von 1689 den christlichen Waffen günstig, indem Ludwig von Baden die Türken in Bosnien und Serbien zweimal schlug. Unter dem Eindruck dieser neuerlichen Niederlagen schickten die Türken sogar eine zweite Friedensgesandtschaft nach Wien, welche statt Belgrad Temeswar anbieten durfte; allein Belgrads glänzender Name und die Hoffnung, Bosnien dauernd zu erobern, bestimmte die Räthe des Kaisers und ihn selbst zur Ablehnung des Friedens. Dieß war wohl zweifellos ein großer politischer Fehler; denn der mittlerweile zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochene Krieg lähmte von jetzt an die Kraft und die Fortschritte der kaiserlichen Waffen. Zugleich trat mit Mustafa Köprili als Großvezier ein wahrhaft einsichtsvoller und thatkräftiger Mann an die Spitze des türkischen Reiches; unter seiner Leitung nahm die Gegenwehr der Osmanen einen raschen und kraftvollen Aufschwung. Das Jahr 1690 brachte zwar für Oesterreich die Eroberung von Kanischa, aber auf andern Seiten desto größere Verluste. In Siebenbürgen war der durch den Frieden von Vasvar eingesetzte Großfürst Apafi gestorben, nachdem sein 14jähriger Sohn Apafi, der unter Kaiser Leopolds Vormundschaft stand, schon bei Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger gewählt worden war. Diese Gelegenheit benützte Tököly, um mit großer Heeresmacht in Siebenbürgen einzufallen. Während nun Ludwig von Baden den Siebenbürgern eilig zu Hilfe kam und Tököly zum Lande hinaustrieb, eroberten die Türken Widdin, und was das Schlimmste war, Belgrad. Dieser letztere Verlust war für Oesterreich ein empfindlicher Schlag, und befestigte die Stellung des Großveziers in solchem Grade, daß er auch

nach dem Tode des Sultans Suleiman unter dessen Nachfolger Achmed II. an der Spitze der Geschäfte blieb. Die türkische Regierung und Kriegführung wurde von jetzt an wesentlich geleitet durch französische Staatsmänner und Offiziere. Die Türken sowohl, als Tököly mit seinem Anhang waren Werkzeuge der Politik Ludwigs XIV. Das Jahr 1691 brachte übrigens für die österreichische Armee unter der Führung Ludwigs von Baden einen glänzenden Sieg durch die am 17. October gelieferte Schlacht von Salankemen, eine um so großartigere Waffenthat, da Ludwig mit nur 40,000 Mann eine türkische Armee von mindestens 100,000 Mann nahezu vernichtete. In diesem Kampfe fiel auch der Großvezier Mustafa Köprili, dessen Tod für die Pforte ein unersetzlicher Verlust war. Jetzt eroberten die Oesterreicher Großwardein, und abermals schien im Osten des Kaiserstaates eine Wendung eingetreten zu sein, welche zu glänzenden Hoffnungen berechtigte.

Die Türkei war erschöpft, und vielleicht hätte ein einziger, mit dem Aufgebot der äußersten Kraft durchgeführter Feldzug genügt, um einen höchst ehrenvollen Frieden herbeizuführen. Allein in diesem Augenblicke wurde Ludwig von Baden abgerufen, um den Oberbefehl am Rhein zu übernehmen. Seine Nachfolger Croy und Caprara vermochten weder Belgrad noch etwas Anderes von Bedeutung wieder zu gewinnen, und die Kriegführung schleppte sich in langweiliger, unentschiedener Weise fort. Im Jahre 1695 beschloß der nach Achmeds II. Tod auf den Thron gestiegene Sultan Mustafa II., sich persönlich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Dieß war um so gefährlicher für die christlichen Waffen, weil der im Oberbefehl an Caprara's Stelle getretene Kurfürst Friedrich August von Sachsen, späterer König von Polen, seinem Posten in keiner

Weise gewachsen war. In der That schlugen die Türken den vortrefflichen österreichischen General Veterani bei Lugos bis zur Vernichtung, weil der Kurfürst ihm die versprochene Hilfe nicht schickte. Veterani war ein ausgezeichneter Mann und der Liebling des siebenbürgischen Volkes; sein Verlust war eine schwere Niederlage. Dazu kam noch die Einnahme von Lippa durch die Türken. Wie aber das Glück Leopold I. nie ganz verließ, so brachte ihm dieses nämliche Jahr die unerwartete Erwerbung Siebenbürgens. Der junge Apafi vermählte sich nämlich, als er achtzehn Jahre alt geworden war, ohne Wissen des Kaisers und seines Landes mit einer Catharina Bethlen. Er hatte sich durch diese unpolitische Handlung die Gunst Leopolds für immer entzogen, und zugleich sich bei seinem eigenen Volke unmöglich gemacht. Leopold schickte ihm den Befehl, nach Wien zu kommen; dort verzichtete er auf das Großfürstenthum zu Gunsten des Kaisers. Diese Regierungsveränderung brachte in Siebenbürgen selbst nicht die geringste Unruhe oder Unzufriedenheit hervor; der bisherige Schirmherr Leopold I. wurde allgemein und gerne als unmittelbarer Landesfürst anerkannt.

Nachdem im Jahre 1696 durch die Unfähigkeit des Kurfürsten von Sachsen, welchen man unglücklicherweise an der Spitze der kaiserlichen Truppen gelassen hatte, nach einer erfolglosen und unrühmlich aufgegebenen Belagerung von Temeswar am 26. August abermals eine Schlacht am Flusse Bega verloren gegangen war, trat endlich in der Person des erst vierunddreißig Jahre alten Prinzen Eugen von Savoyen derjenige Mann an die Spitze der kaiserlichen Armee, welcher berufen und auch allein befähigt war, den langen und blutigen Kampf zu einem ehrenvollen Abschluß zu bringen.

Eugen war der jüngste Sohn des Prinzen Eugen Moritz von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin. Geboren am 18. October 1663 zu Paris, mußte er, als Ludwig XIV. seine Eltern aus Frankreich verbannte, unter der Pflege seiner Großmutter und unter der Tyrannei Ludwigs im Lande zurückbleiben. Ludwig XIV., in allen Dingen der Aeußerlichkeit und dem Scheine huldigend, wollte den jungen Mann, welcher die entschiedensten Anlagen und eine begeisterte Vorliebe für die Kriegführung zeigte, zum geistlichen Stande zwingen, weil er einen kleinen und zart gebauten Körper hatte. Da Ludwig eigensinnig und unerbittlich, Eugen aber von seinem Berufe erfüllt war, so verließ der Letztere, noch nicht zwanzig Jahre alt, Frankreich, trat in den Dienst des Kaisers und erwarb die ersten Lorbeern persönlicher Tapferkeit in dem großen Feldzuge des Jahres 1683 bei der Befreiung Wiens. Er erhielt damals eine Oberstenstelle, zeichnete sich in den folgenden Feldzügen unter Ludwig von Baden in steigendem Grade aus, und übernahm nunmehr das Commando über die kaiserliche Armee in Ungarn, welche durch des Kurfürsten Friedrich August Thronbesteigung in Polen von diesem Oberbefehlshaber glücklicher Weise befreit worden war. Die übermüthige Thorheit, mit welcher Ludwig diesen wahrhaft genialen Mann von sich stieß, hatte dem Kaiser Leopold ein Geschenk gemacht, das durch alle französischen Armeen nicht wieder aufgewogen werden konnte. Mit ihm trat Intelligenz und Geist an die Spitze der österreichischen Truppen. Zwar hatte er sein ganzes Leben lang mit den Pedanten und Schreibern in Wien, sowie mit der liederlichen Finanzwirthschaft genugsam zu kämpfen. Allein Leopold I., so langsam und unsicher er oft zu handeln schien,

fand doch in allen wesentlichen Dingen stets das Richtige heraus. Eugen hatte Schwierigkeiten zu übersteigen, aber schließlich bekam er Recht.

Die Wiedereroberung Belgrads, welche er sich schon damals zum Ziel setzte, war zwar erst einer späteren Zeit vorbehalten, allein gleichwohl ward Eugens Auftreten auf dem Kriegsschauplatz im Jahre 1697 durch einen glänzenden Erfolg bezeichnet. Nachdem er an der Spitze von 45,000 Mann zum Schutze von Peterwardein aufgebrochen war, wendeten sich die Türken gegen Szegedin, um nach Eroberung dieser Stadt in Siebenbürgen einzufallen. Eugen folgte der türkischen Armee nach, traf sie bei Zenta, griff sie am 11. September 1697 an und brachte ihr wohl die schwerste Niederlage bei, welche die Türkei bis dahin von den Oesterreichern erlitten hatten. Die Meinung Vieler, Eugen habe gegen Leopolds ausdrücklichen Befehl diese Schlacht geliefert, ist nunmehr als irrig erkannt. Am Schlusse seines Schlachtberichtes an den Kaiser spricht Eugen vielmehr seine Genugthuung darüber aus, daß er dasjenige bereits vollbracht habe, was ihm durch ein unmittelbar nachher angekommenes kaiserliches Schreiben ausdrücklich befohlen worden sei. Man wünschte also in Wien eine Schlacht und Leopolds Regierung war in diesen wie in manchen andern Beziehungen nicht so schlimm und einsichtslos, wie man sie darzustellen gewöhnlich für gut findet. Eugen wurde vom Kaiser mit all' den Ehren und all' der Dankbarkeit empfangen, welche eine so glänzende Waffenthat verdiente.

Noch im nämlichen Jahre unternahm Eugen einen erfolgreichen Streifzug nach Bosnien, und hoffte durch den Feldzug des folgenden Jahres die türkische Macht in Ungarn zu vernichten. Leopold hatte mit Frankreich zu Rys-

wick Frieden geschlossen, und war dadurch in die Lage gesetzt, seine Rheinarmee zur Verstärkung Eugens nach Ungarn zu werfen. Es fehlte nicht an den vortrefflichsten, wohlbegründeten Rathschlägen des Savoyischen Feldherrn. Er wies darauf hin, daß ein entscheidender Schlag geführt, daß Belgrad und Temeswar genommen werden müsse, daß aber ohne eine zahlreiche Armee mit vielem Belagerungsgeschütz, ohne eine Donauflotte, und ohne reichliches Geld so große Zwecke nimmermehr erreichbar seien. Leopold sah die Richtigkeit dieser Bemerkungen vollständig ein und die Anordnungen, welche er traf, waren wohlgemeint und zweckmäßig. Allein beim Vollzug blieb, wie dieß in Oesterreich leider stets der Fall war, gar Vieles lediglich auf dem Papier. Eugen konnte erst spät in's Feld rücken, und traf die Türken in dreifach überlegener Zahl in einer vortheilhaften Stellung bei Belgrad. Der Sommer verstrich ohne entscheidende Waffenthat und gleichzeitig hatten unter der Vermittlung von England und Holland die Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und der Türkei in der Ebene bei Carlowitz begonnen. Nach 72tägiger Verhandlung kam auch in der That am 26. Januar 1699 der auf die Dauer von 25 Jahren lautende Friede von Carlowitz zu Stande. Hiernach blieb ganz Siebenbürgen dem Kaiser. In Ungarn sollte der Fluß Maros die Grenze bilden bis zu seiner Einmündung in die Theiß, so daß nur das Land auf dem linken Ufer der Maros bis an die Theiß und ihre Einmündung in die Donau türkisch blieb. Vom rechten Ufer der Donau bis zur Einmündung der Bosna in die Save wurde die Grenze durch Pfähle und Graben, von der Save an durch diese und durch die Unna bestimmt. Dieser Friedensschluß bezeichnete für die Sache Leopolds und für die Sache des christlichen

Europa einen großen Fortschritt. Noch vor wenigen Jahren hatte die türkische Herrschaft bis Krain gereicht und war der Kaiser in seiner eigenen Hofburg bedroht gewesen. Durch den Carlowitzer Frieden erwarb Oesterreich ganz Siebenbürgen und Ungarn mit Ausnahme des Banats. Es war der feste Grund gelegt zu dem heutigen Besitzstande der österreichischen Monarchie nach Osten hin, die Türken dagegen sahen sich beschränkt auf Belgrad und Temeswar; sie hatten außerdem den alten Ruhm ihrer Waffen und das Vertrauen auf ihr Glück eingebüßt. Der von ihnen im Jahr 1683 frevelhaft begonnene, von Frankreich geschürte Kampf war nach 16jähriger Dauer durch einen ganz entschiedenen Sieg der zweifellos guten und gerechten Sache zu Ende geführt.

Dem Abschlusse des Friedens zwischen dem Kaiser und der Türkei folgte sofort der Abschluß gegenüber von Polen, Rußland und Venedig; alle christlichen Verbündeten gingen mit Ehre und Gewinn aus dem Kampfe hervor.

Dagegen verweigerten die Türken hartnäckig die Auslieferung des unglücklichen Tököly, auf welcher auch die kaiserlichen Diplomaten mit Recht nicht weiter bestanden. Tököly's Rolle in Ungarn war durch diesen Ausgang des Krieges für alle Zeit ausgespielt, und sein gewaltsamer Tod konnte dem Kaiser weder Nutzen noch Ruhm bringen. Die Türken ließen ihn zuerst eine Weile in Constantinopel leben und verwiesen ihn dann nach Klein-Asien. Es wäre in seiner Macht gestanden, ein ruhmvoller, hochgeehrter Diener seines kaiserlichen Herrn zu sein. Er hatte es vorgezogen, ein Abtrünniger unter dem Schutze der Ungläubigen zu werden, und mit Recht mußte er es sich gefallen lassen, daß die türkischen Diplomaten bei den Verhandlungen zu Carlowitz von ihm sagten:

„Tököly ist nur ein Hund, der auf des Sultans Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt.“

Es war in der That kein beneidenswerthes Schicksal, um den Preis solcher Worte einige Jahre irdischen Daseins zu retten.

Vom Frieden von Carlowitz an bis zu Leopolds I. Tod wurde die Waffenruhe gegenüber der Türkei nicht mehr gestört.

III.

Die Kämpfe gegen Frankreich.

Nachdem wir in der bisherigen Darstellung uns überzeugt haben, wie Leopolds Regierung im Osten und gegen den Erbfeind der Christenheit unter mancherlei Schwankungen und trotz einzelner großer Fehler im Großen und Ganzen die Aufgaben der Monarchie mit Erfolg vorwärts gebracht und das Staatsgebiet in glänzender Weise erweitert hat, wenden wir uns nunmehr zu der zweiten großen Aufgabe, welche die Vorsehung Leopold I. zugetheilt hatte. Diese Aufgabe bestand in nichts Geringerem, als in der Niederwerfung der französischen Uebermacht in Europa. Auch auf diesem Gebiete war Leopold keineswegs immer glücklich. Wie den Türken gegenüber im Jahr 1683 die Hauptstadt auf dem Spiele stand, so war Ludwig XIV. gegenüber mehr als einmal der Bestand der Monarchie in der höchsten Gefahr. Das deutsche Reich bot in seinen Verhältnissen zu Frankreich ein Bild unsäglichen Elendes dar. Die Politik Brandenburgs war geistvoll und thatkräftig wie immer, aber sie huldigte auch wie immer lediglich selbstsüchtigen Zwecken. Der nationale deutsche Gedanke, untrennbar verknüpft mit dem Gedanken des euro-

päischen Gleichgewichts, war einzig durch Habsburg vertreten, welchem erst in späterer Zeit in Wilhelm von Oranien ein ebenbürtiger Bundesgenosse erwuchs. Bei der Politik gegen Frankreich war Leopolds Stellung um so schwieriger, weil zwei seiner leitenden Minister nacheinander mehr oder minder dem französischen Einfluß preisgegeben waren. Allein trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten war auch auf diesem Gebiete Oesterreichs Politik am Schlusse von Leopolds Regierung siegreich.

Um die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich zu verstehen, müssen wir vor Allem die Verbindung dieser beiden Mächte mit der spanischen Monarchie in's Auge fassen.

Nicht nur Familieninteressen, Erbverträge und Wechselheirathen, sondern vor Allem die Gemeinsamkeit der Politik in den sogenannten Religionskriegen hatten die Verbindung Oesterreichs mit Spanien seit Karls V. Tod immer lebendig erhalten. Nun ging aber die spanische Linie der Habsburger sichtlich ihrem Aussterben entgegen, und die französische Politik unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. war mit dem Aufgebote aller denkbaren Mittel darauf gerichtet, nicht nur zu brechen, was von einstiger Uebermacht und Größe Spaniens noch übrig zu sein schien, sondern auch und ganz vorzugsweise Oesterreich von Spanien zu trennen. König Philipp IV., Philipps II. Enkel, hatte nach dem frühzeitigen Tode seines Kronprinzen Balthasar Karl nur zwei Töchter, Maria Theresa und Marguerite Theresa. Die Königin Maria Anna, Kaiser Leopolds Schwester, wünschte ihre ältere Tochter, Maria Theresa, die schon Leopolds frühverstorbenem älterem Bruder Ferdinand IV. zugesagt gewesen war, mit dem Kaiser zu vermählen; Leopold war einverstanden und warb um die Hand

seiner Nichte. Allein König Philipp IV. zögerte; er wünschte politische und militärische Vortheile an diese Verbindung geknüpft zu sehen, und während dieser Zeit trat auch der junge König von Frankreich als Bewerber um die Hand der älteren spanischen Prinzessin auf. Als nun die Vorgänge vor und bei der Kaiserwahl die Gewißheit brachten, daß Oesterreich nicht im Stande sein werde, die spanische Politik Frankreich gegenüber thatkräftig zu unterstützen, beschloß Philipp IV., dem französischen Brautwerber den Vorzug zu geben. Am 7. November 1659, dem Tage der Unterzeichnung des pyrenäischen Friedens, wurde auch der Ehevertrag zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresa niedergeschrieben; die Spanierin entsagte für sich und ihre Erben allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie, und Ludwig XIV. anerkannte diesen Verzicht. Am 9. Juni 1660 wurde die Heirath vollzogen.

Es läßt sich leicht denken, daß diese folgenschwere Thatsache nicht geeignet war, die Bande der Freundschaft zwischen dem österreichischen und spanischen Zweige des habsburgischen Herrscherhauses fester zu knüpfen. Allein Maria Theresa's Erbverzicht überwog die gereizte Stimmung, und Leopold bewarb sich nunmehr um seine jüngere Nichte Marguerite Theresa. Während die Unterhandlungen hierüber im Gange waren, gebar die Königin von Spanien am 6. November 1661 einen männlichen, wiewohl schwächlichen und elenden Thronerben, mit welchem als Karl II. im Jahre 1700 der spanische Königsstamm aussterben sollte, nachdem der arme Monarch das traurige Schicksal durchgemacht hatte, die gelangweilte Welt fast vierzig Jahre lang auf seinen Tod warten zu sehen. Seine Geburt änderte aber gar nichts an Leopolds ernsthafter Absicht, sich mit Marguerite Theresa zu vermählen, und die spanische Kö-

nigsfamilie gab gern ihre Zustimmung; die Verlobung wurde im Frühling 1663 bekannt gemacht, die Vermählung aber erst 1666 vollzogen. Marguerite Theresa war nämlich erst am 12. Juli 1651 geboren, also zur Zeit der Verlobung noch ein Kind. Der im Spätsommer 1665 erfolgte Tod ihres Vaters verzögerte ihre Abreise; erst am 25. November 1666 sah Leopold seine jugendliche Gemahlin, welcher er bis Schottwien entgegengekommen war. Marguerite Theresa war eine ebenso kindlich fromme und jungfräulich reine Seele, wie ihr kaiserlicher Gemahl ein tadellos sittenreiner und durchaus edelgesinnter junger Mann war. Die verwandtschaftliche Zuneigung der beiden Gatten war in diesem Fall ausnahmsweise die Grundlage, auf welcher sich ein ungetrübtes eheliches Glück aufbauen konnte. Nachdem die rauschenden Hochzeitsfeste vorüber waren, zogen sich Kaiser und Kaiserin in das streng geregelte, stille und fromme Familienleben zurück, an welches sie Beide durch Erziehung gewöhnt und durch Neigung gefesselt waren. Die Kaiserin hatte eine zarte Gesundheit; sie soll zwar die glänzende Sonne und die duftige Luft ihrer schönen, südlichen Heimath vermißt haben, aber sie fühlte sich glücklich an der Seite ihres tugendhaften, ihr treuergebenen Gemahls. Wohl muß ihr Schicksal preiswürdig erscheinen in Vergleichung mit dem glänzenden Elend ihrer älteren Schwester, die, von Anfang an den Rücksichten der Politik geopfert, nur Laster, Untreue und Vernachlässigung am französischen Hofe fand. Auch die österreichische Bevölkerung brachte der kleinen, frommen und zarten Spanierin eine herzliche Zuneigung entgegen, und so lebte sie denn still und glücklich die wenigen Jahre, welche ihr überhaupt beschieden waren. Sie gebar dem Kaiser zwei Söhne und zwei Töchter; ihnen allen mußte der Vater in's

Grab sehen. Das spanische Erbfolgerecht aber, welches er durch diese seine erste Gemahlin im Frühling seines Lebens erworben, sollte Leopold am Abend desselben in einem schweren, gewaltigen Kampfe geltend machen. Marguerite Theresa starb schon am 12. März 1673 an den Folgen ihrer letzten Niederkunft. Sie nahm von dem kaiserlichen Gemahl, welchen sie so treu und kindlich geliebt hatte, rührenden Abschied, indem sie ihn bat, die letzten Augenblicke ihres kurzen Lebens nicht durch stürmischen Schmerz zu trüben, sondern dem ruhig ernsten Verkehr ihrer reinen Seele mit Gott ganz und ungestört zu überlassen.

Inzwischen hatte Ludwig XIV. nie daran gedacht, aus der Verzichtleistung seiner Gemahlin Ernst zu machen. Sein und seiner Regierung ganzes Streben war vielmehr darauf gerichtet, diese Entsagung oder deren Wirkungen durch List, Trug oder Gewalt zu beseitigen. Nachdem er schon 1660 schamlos genug gewesen war, von seinem Schwiegervater Philipp IV., natürlich ohne Erfolg, den Widerruf des Verzichts zu begehren, betrat er nach Karls II. Geburt einen anderen Weg, um seine gegen den Bestand der spanischen Monarchie gerichteten Plane in's Werk zu setzen. Ludwigs Juristen mußten nämlich die Theorie aufstellen, daß auf den Grund des im niederländischen Privatrecht geltenden sogenannten Heimfalls- oder Devolutions-Rechtes Maria Theresia ein ausschließliches, von ihrem Verzicht auf die übrige spanische Monarchie unabhängiges Erbrecht auf die spanischen Niederlande habe, von welchen Karl II., als Kind aus einer spätern Ehe ausgeschlossen sei. Philipp II. hatte nämlich die Niederlande seiner Tochter Clara Eugenia übergeben, und als sie nach deren Tod an Philipp IV. zurückfielen, lebte Maria Theresia's Mutter noch, während Karl II. erst nach diesem Heimfall als Kind einer anderen

Ehe geboren ward. Die volle Rechtlosigkeit dieses Vorbringens gegenüber dem unbedingten Verzicht Maria Theresia's, ganz abgesehen davon, daß das niederländische Privatrecht nimmermehr als spanisches Staatsrecht gelten konnte, ist zu augenfällig, als daß weiter davon gesprochen zu werden brauchte. Gleichwohl zögerte Ludwig XIV. nach dem Tode seines Schwiegervaters nicht, diesen Anspruch mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Nachdem er durch ein Bündniß mit Portugal Spanien an seiner wundesten Seite bedroht, durch Verträge mit den Rheinbundfürsten die Niederlande isolirt, der Neutralität Englands, Schwedens und Brandenburgs sich versichert hatte, machte er sich an den Versuch, auch Oesterreich von Spanien zu trennen, um dann über die gänzlich vereinsamte, ohnedieß kraftlos in sich zusammensinkende spanische Monarchie herzufallen und mindestens die Niederlande von ihr loszureißen.

Leopold hatte um jene Zeit eigentlich zwei erste Rathgeber, welche sich noch dazu gegenseitig in den Haaren lagen. Des Kaisers Erzieher, Graf Portia, ein ebenso vollendeter Höfling als unentschlossener Staatsmann und fauler Geschäftsmann, der aber nebenbei doch für den Vortheil des eigenen Hauses bedacht zu sein verstand, war 1665 gestorben, als auf allen Seiten Frieden herrschte, und bevor die eigentlichen schweren Aufgaben seiner Regierung an Leopold herangetreten waren. Seither war Johann Weichard, Fürst Auersperg Leopolds erster geheimer Rath und eigentliches Haupt der Regierung. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann und namentlich ein fähiger Diplomat, aber die Leidenschaften der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Eifersucht und des Neides ließen ihm keine Ruhe und umnebelten, wie alle Leidenschaften thun, auch seine politische Einsicht; er war schon unter Ferdinand III. erster Mini-

ster gewesen, allein Leopold hatte kein rechtes Vertrauen und keine rechte Neigung zu ihm; so lange Portia lebte, war dieser maßgebend geblieben. Zweiter geheimer Rath war schon seit 1649 Fürst Eusebius Wenzel Lobkowitz, ein geistvoller, aber übermüthiger und frivoler Böhme. Erst nach Portia's Tode wendete sich ihm das Vertrauen des Kaisers zu; seither aber stand er in dessen persönlicher Gunst entschieden höher als Auersperg.

Bei diesen Männern erschien zu Anfang des Jahres 1667 der ruhelose und ränkevolle Graf Wilhelm Fürstenberg als angeblicher Gesandter des Kurfürsten von Köln, in der That aber als französischer Agent, um eine Theilung der spanischen Monarchie bei lebendigem Leibe ihres Monarchen vorzuschlagen. Er wandte sich zuerst an Lobkowitz, der schlau genug war, ihm keine Hoffnung zu nehmen, zumal die Neigung nach der französischen Seite hin gerade diejenige Schwachheit war, an welcher Lobkowitz selbst krankte und schließlich zu Grunde ging. Auersperg jedoch, sei es aus gekränkter Eitelkeit oder aus Ueberzeugung oder aus beiden Gründen, war dem Plane völlig abgeneigt, und Leopolds rechtliche, geradsinnige Natur trat entschieden auf Auerspergs Seite. Der Kaiser erwiederte dem Grafen Fürstenberg, er wünsche zwar lebhaft die Erhaltung des guten Einvernehmens mit Frankreich, aber sein Plan würde nicht nur die Unzufriedenheit der Spanier, sondern den Hohn der ganzen Welt rege machen, wenn man ein Gut theilen wollte, auf welches weder Oesterreich noch Frankreich einen Anspruch haben könne, so lange Karl II. lebe.

Kurze Zeit nachdem Fürstenbergs Sendung gescheitert war, im Mai 1667, eröffnete Ludwig XIV. die Feindseligkeiten in den Niederlanden. Der französische Gesandte

in Wien, der durchtriebene Gremonville, hatte den kaiserlichen Hof über die Absichten seines Herrn so erfolgreich zu täuschen gewußt, daß die Nachricht von dem Friedensbruch höchst unerwartet kam; auch befand sich Auersperg vollständig in den Netzen der Gremonville'schen Intriguenspiele. Jetzt war Ludwig mit einmal schamlos genug, dem Kaiser zu schreiben, er sei an der Spitze seiner Armee in die Niederlande eingerückt, nicht um den Frieden zu brechen, sondern um das zu nehmen, was ihm gehöre. Leopold hätte sehr gewünscht, Spanien zu Hilfe zu kommen; aber des französischen Königs Einfluß bei den verrätherischen oder schwankenden Reichsfürsten machte einen Reichskrieg zur Unmöglichkeit; es war im Gegentheil mit Bestimmtheit zu erwarten, daß sich die Rheinbundsfürsten, deren Politik damals auch Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich angeschlossen hatte, sogar dem Durchzug kaiserlicher Hilfstruppen nach den angegriffenen Niederlanden mit Waffengewalt widersetzen würden. Wo man sonst in Europa anfragte, da fand man den Riegel der Neutralität bereits vorgeschoben, und Oesterreich für sich allein war damals schlechterdings nicht in der Lage, den Kampf mit Frankreich aufzunehmen; auch ließ die zunehmende Schwäche der spanischen Monarchie einen nachhaltigen Widerstand gar nicht hoffen und Leopolds wahrhaft guter Rath, vor Allem mit dem unter dem Hause Braganza von Spanien sich losreißenden Portugal auf irgend eine Weise Frieden zu schließen, um dann mit gesammelter Kraft Frankreich gegenüberzutreten, wurde beharrlich überhört. Lobkowitz, erfüllt von Bewunderung für die äußerlich blendenden Eigenschaften Ludwigs XIV., und ganz eingenommen von dem grundverkehrten politischen Gedanken, Oesterreich von seiner alten Verkettung mit Spanien loszureißen, und es

mit Frankreich in dauernder Weise friedlich zu verbinden, bot allen Einfluß auf, um einen Bruch zu verhüten. Mittlerweile hatte Ludwig seinen Feldzug erfolgreich zu Ende geführt, und kehrte jetzt Oesterreich gegenüber zu dem Gedanken eines Theilungsvertrages über die spanische Monarchie zurück.

Dießmal wurde nicht Fürstenberg, sondern der französische Gesandte Gremonville selbst beauftragt, die Unterhandlungen einzuleiten.

Es soll hier weder gebilligt noch entschuldigt werden, daß Leopold sich auf einen solchen Vorschlag überhaupt eingelassen hat. Daß er es aber that, dieß ist jedenfalls ein glänzender Gegenbeweis gegen diejenigen, welche einander die althergebrachte Redensart nachsprechen, Leopold sei unter dem beherrschenden Einfluß der Spanier gestanden. Es ist hieran ebenso wenig Wahrheit, als an der anderen Behauptung, daß der Kaiser, welcher mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Wilhelm von Oranien gegen Ludwig XIV. verbündet war und für den vertriebenen Jakob II. Stuart keinerlei Hilfe hatte, bei seinem politischen Handeln von den Jesuiten geleitet gewesen sei. Die Wahrheit ist, daß Leopold, so freundlich er persönlich gegen Spanien dachte und so durchaus katholisch er gesinnt war, auf dem Gebiete der Politik sich einzig und allein leiten ließ von dem österreichischen Interesse, welches er zwar nicht immer gleich scharfsinnig und gleich glücklich, aber im Wesentlichen richtig und erfolgreich beurtheilt und gehandhabt hat. Mehr als alles andere muß aber bei einer maßvollen und gerechten Beurtheilung der österreichischen Politik jener Tage der Zustand des deutschen Reiches und die fast ausnahmslose Jämmerlichkeit seiner Fürsten in's Gewicht fallen. Die angebliche Furcht vor der österreichischen

Despotie diente als nur zu fadenscheiniger und durchlöcherter Mantel der schamlosesten, nackten Niedertracht. Sich von Ludwig XIV. mit Jahrgehalten bestechen zu lassen, war nicht nur bei deutschen Ministern, sondern auch bei deutschen Fürsten Mode und guter Ton; sollte dagegen für die politischen Interessen Deutschlands irgend etwas geleistet oder gar ein Opfer gebracht werden, so fehlte es stets an Allem, besonders an dem Willen. Ein Geschichtschreiber jener Zeit sagt über diese Verhältnisse mit allem guten Rechte Folgendes: „Die allgemeine Bestechlichkeit war so groß, daß man die Dinge gar nicht glauben könnte, sondern deren Erzählung für die gröbste Verläumdung halten müßte, wenn nicht Alles urkundlich nachgewiesen, ganz allgemein bekannt und dadurch in den Augen der Welt beinahe des Charakters der Schimpflichkeit entkleidet wäre. Um so weiser und angemessener muß unter solchen Umständen Leopolds geduldige, friedliche, nach allen Seiten umschauende und Nichts übersehende Politik erscheinen."

Auch Gremonville wendete sich zunächst an Lobkowitz, der ihn jedoch mit gewohnter Verschlagenheit an Auersperg wies. Dieser hatte seine Ansicht geändert; es scheint, daß bei diesem Wechsel die Ueberzeugung gar Nichts zu thun hatte, sondern daß Auersperg durch politische Wichtigthuerei und namentlich durch den bei einem Ehemann und Familienvater ziemlich verrückten Wunsch, mit Hilfe französischer Königsgunst Cardinal zu werden, sich leiten ließ. Der Kaiser aber war dießmal für den Plan darum leichter zugänglich, weil die Ereignisse des Jahres 1667 gezeigt hatten, wie wenig Aussicht vorhanden war, im Bunde mit Spanien der verwegenen Politik Frankreichs erfolgreich zu begegnen; deßhalb zog Leopold nunmehr einen Ausgleich vor. Der französische Vorschlag ging dahin: Oesterreich

solle Spanien, mit Ausnahme von Navarra, alle amerikanischen Länder und Inseln, die spanischen Plätze in Afrika, die canarischen Inseln, Sicilien, Sardinien und die Balearen, Frankreich dagegen die spanischen Niederlande, die Franche-Comté, Mailand, Neapel, Navarra, die Festung Rosas und die Philippinen erhalten. Auersperg und Lobkowitz wetteiferten nun an Kriecherei gegen den französischen Gesandten, um an diesem Schandhandel noch etwas abzumarkten und gleichzeitig für den eigenen Vortheil möglichst gut zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit soll Lobkowitz in der Niederträchtigkeit gegen seinen kaiserlichen Herrn so weit gegangen sein, daß er zu Gremonville gesagt habe: „Der Kaiser ist nicht wie Ihr König, der Alles selbst sieht und hört; er ist wie eine Statue, die man hinträgt wohin man will, und nach Belieben wieder aufstellt.“ Die beiden französirenden Minister sollten es noch mit Schrecken inne werden, daß es sich nicht ganz also verhielt. Nachdem längere Zeit in tiefstem Geheimniß und mit der größten Vorsicht verhandelt und gefeilscht worden war, kam in der That am 19. Januar 1668 ein endgiltiger Vertrag zu Stande. Frankreichs Wortbrüchigkeit und die Macht der Ereignisse haben ihn nicht zum Vollzug kommen lassen; erst in neuester Zeit ist er aus dem Staub der Archive gezogen worden; er hat keinen andern Werth als den eines charakteristischen Denkmals seiner Zeit und ihrer Diplomatie. Nach den Bestimmungen desselben sollte Frankreich sogleich einen Theil der spanischen Niederlande, und nach Karls II. Tod ohne männliche Erben diese Niederlande ganz, ferner Franche-Comté, die Philippinen, Navarra, Rosas, Neapel und Sicilien, und die afrikanischen Plätze erhalten; der Rest der spanischen Monarchie sollte an Oesterreich fallen.

Ich bin fest überzeugt, daß Ludwig XIV. keinen Augenblick daran gedacht hat, diesen Vertrag jemals zu halten, sondern daß es sich bei ihm einzig darum handelte, Oesterreich für den Augenblick zu ködern und einzuschläfern. Das war erreicht. Leopold hatte die Traditionen der österreichischen Politik geopfert, sich von Spanien getrennt: es ist in meinen Augen das düsterste Blatt seiner Geschichte.

Die verhängnißreichen Folgen dieses Umschwungs zeigten sich sofort. England, Holland und Schweden hatten am 23. Januar 1668, also fast gleichzeitig mit dem französisch-österreichischen Abkommen, die in der Folge that- und ruhmlos wieder aufgelöste Tripel-Allianz gegen Frankreichs wachsende Uebermacht geschlossen; sie drängten Oesterreich zum Beitritt, aber des Kaisers Hand war durch die unsichtbare Kette gebunden. Und unter dem Druck der neugeschaffenen Lage schloß Spanien mit Frankreich unterm 2. Mai 1668 den Aachener Frieden, durch welchen letzteres in dem Besitz der so rechtlos eroberten niederländischen Städte und Landschaften anerkannt wurde. Dieser Friedensschluß zu Aachen, in Verbindung mit dem Pyrenäischen Frieden vom Jahre 1659 vollendete den Triumph Frankreichs über Spanien, gerade wie schon im Jahre 1648 der westfälische Friede den französischen Sieg über Oesterreich und Deutschland festgestellt hatte. Das Haus Habsburg war in seinen beiden Zweigen geschlagen, und protestantischer Fanatismus suchte damals und sucht noch heute in dem Triumph französischer Willkürherrschaft einen Sieg der Geistesfreiheit zu erblicken. In der That und Wahrheit war es die politische Größe der deutschen Nation, welche dem Protestantismus als Opfer dargebracht wurde.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der damals kaum 28 Jahre alte Kaiser im tiefsten Herzen, bewußt

oder unbewußt, immer gut österreichisch und, was in diesem Falle ganz das Nämliche war, gut deutsch und gut spanisch gesinnt blieb, er war durch seine Rathgeber überlistet und überrumpelt. Der Umstand, daß das Abkommen mit Frankreich das allergeheimste Eigenthum der wenigen dabei thätig gewesenen Personen blieb, brachte gleichzeitig in die europäische Politik Oesterreichs ein Schwanken und eine Ungleichheit, welche für die Machtstellung der Monarchie nur die ungünstigsten Folgen haben konnte. So versprach Bessrode, der österreichische Gesandte in Schweden, dieser Macht in einem förmlichen Vertrage, der natürlich nicht genehmigt ward, 100,000 Thaler Hilfsgelder für den Fall eines Krieges mit Frankreich, und Lisola, der Gesandte in London und Frankreichs geschworner Feind, gab weder die Hoffnung noch die Bemühung auf, seinen Herrn zum Eintritt in die Tripel-Allianz zu bestimmen. Gleichzeitig war Auersperg einfältig genug, dem französischen König eine Tripel-Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Spanien vorzuschlagen. Ludwig XIV. muß wohl herzlich gelacht haben. Und um die nämliche Zeit scheute er sich nicht, mit den aufständischen oder wenigstens unzufriedenen Ungarn in geheime Verbindung gegen ihren Monarchen zu treten.

Aus seinem traurigen Schwanken zwischen den Folgen der geschehenen bösen That und zwischen den immer stärker anklopfenden Regungen des besseren politischen Gewissens wurde der Kaiser aufgeschreckt durch eine Mittheilung des päpstlichen Hofes. Leopold wurde mit den Beweisen versehen, daß sein erster Minister Auersperg, den er mit Gütern und Ehren überhäuft, der ihn zu dem Vertrage mit Frankreich bestimmt hatte, gleichzeitig und heimlich als Bettler vor Ludwig XIV. gekrochen war, um durch seine Hilfe gegen des Kaisers Willen Cardinal zu werden. Papst Cle-

mens IX. war empört über dieses Benehmen des österreichischen Staatsmanns, und fühlte sich mit Recht verpflichtet, dem Kaiser die ganze Wahrheit zu sagen. Auersperg, ohne den Hergang zu erfahren, fühlte oder ahnte, daß sich etwas über seinem Haupte zusammenzog. Er bemühte sich, mit den Trägern des spanischen Einflusses am kaiserlichen Hofe wieder anzuknüpfen, aber es war zu spät. Der spanische Gesandte ersuchte den Kaiser amtlich, dem Fürsten Auersberg von den Geschäften, welche Spanien betreffen, Nichts mehr mitzutheilen, weil er die Interessen beider Häuser verrathe, und am 10. December 1669 erhielt Auersperg aus der Hand des Hofkanzlers Hocher ein kaiserliches Schreiben, welches ihn vom Hofe verbannte, ihm befahl, sich binnen drei Tagen nach Wels in Oberösterreich zu verfügen, sich aller Correspondenz zu enthalten, und bis auf weiteren Befehl an besagtem Orte zu bleiben. Auersperg zeigte sich tief erschüttert, kläglich; er weinte, bettelte und erhielt schließlich die Erlaubniß, in Laibach zu wohnen. Dort ist er im Jahre 1677 gestorben, nachdem er noch den Sturz seines Nebenbuhlers und Nachfolgers Lobkowitz erlebt hatte.

Der Kaiser war nämlich erst halb curirt. Lobkowitz hatte in der französischen Intrigue im Wesentlichen keine bessere Rolle gespielt als Auersperg; er war nur vorsichtiger und schlauer gewesen als dieser, wie er denn überhaupt geistreicher war. Am nämlichen Tag, welcher dem Fürsten Auersperg seine Entsetzung brachte, wurde Fürst Lobkowitz zum ersten geheimen Rath ernannt, und er hat, bald mehr, bald weniger ausgeprägt, den französischen Einfluß und den Gedanken der französischen Allianz noch fünf Jahre lang aufrecht erhalten, bis endlich Leopold der Sache gänzlich müde war und das Heft der Regierung für seine ganze übrige Lebenszeit fast ausschließlich in die eigene Hand nahm.

Für die nächste Zeit nach Auerspergs Sturz genoß Lobkowitz das Vertrauen seines Monarchen in fast unbegrenztem Maß. Der Minister war damals 60 Jahre alt, aber noch ein lebensfrischer, geistig regsamer und heiterer, selbst übermüthiger alter Herr. Es ist sehr die Frage, ob er bei allen seinen politischen Handlungen von dem nämlichen leitenden Gedanken beherrscht und beseelt war; Hofintriguen, Rücksicht auf persönliche Vortheile, Nebengedanken mannigfacher Art mögen ihn im Einzelnen bestimmt haben. Im Großen und Ganzen aber kann man mit Recht sagen, daß seine Politik darauf gerichtet war, Oesterreich von Spanien zu trennen und den Frieden mit Frankreich zu erhalten; auf Oesterreichs Verhältniß zu Deutschland legte er dabei großen Nachdruck, ohne aber für dieses Verhältniß irgend eine neue Form oder einen besseren Weg ausfindig zu machen.

Das Ministerium Lobkowitz, wenn ich mich so ausdrücken darf, bezeichnet daher in den Jahren 1670—1674 eine Periode der Unsicherheit, des Schwankens, der Haltlosigkeit in der österreichischen Politik; es bedurfte der größten Rücksichtslosigkeit von Seiten Frankreichs, um eine Ermannung des österreichischen Cabinets herbeizuführen.

Seit dem Herbst 1669 traf Ludwig XIV. seine Vorbereitungen, um England und Schweden durch Bestechung und Intriguen jeder Art von der Tripel-Allianz zu trennen, und sodann über die vereinsamte holländische Republik herzufallen; es handelte sich nun darum, durch einen neuen Vertrag Oesterreich unschädlich und dem französischen Interesse dienstbar zu machen. Und Oesterreich ging abermals in die Falle. Obgleich gerade um jene Zeit die Regierung sich der Gewißheit nicht länger verschließen konnte, daß der französische Gesandte mit den ungarischen Rebellen und

Hochverräthern in nichtswürdiger Weise Gemeinschaft gepflogen hatte, obgleich selbst Lobkowitz sich genöthigt sah, einige Zeit lang die Verbindung mit Gremonville zu unterbrechen — immer wieder kehrte die österreichische Politik zu dem verderblichen Schielen nach Frankreich, zu dem unsteten Schaukeln zwischen dieser Macht und Spanien zurück. Ludwig XIV. rückte im Sommer 1670, mitten im Frieden, mit einer Armee in das deutsche Reichsland Lothringen, behandelte dasselbe als gute Beute; das Reich rührte sich nicht, Oesterreich verhandelte und vermittelte, aber es handelte nicht. Im folgenden Jahre versuchte Leopold allerdings, den Kurfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse zu bestimmen, welches ganz Deutschland umfassen und alle fremden Einflüsse fern halten sollte. Dieß war die kühnste Form, welche der nationale Gedanke in jener Zeit anzunehmen vermochte. Allein der von Oesterreich gemachte Vorschlag blieb ohne Erfolg, weil der Kurfürst Nichts unentgeltlich zu thun pflegte; er stand gerade ziemlich gut mit Frankreich, und für ihn bestand die nationale Sache und Frage nur darin, ob ihm Oesterreich größere Vortheile bieten wolle und könne; Oesterreich aber glaubte ihm die gewünschten Abtretungen in Schlesien nicht machen zu dürfen; somit trat der Kurfürst auf Frankreichs Seite, und versprach, dahin zu wirken, daß sich Kaiser und Reich in die Händel mit Holland nicht mischen.

Es ist darum sehr unrichtig und ungerecht, wenn man für das deutsche Elend jener Zeit nur einen oder den andern Betheiligten allein verantwortlich machen will. Die Wahrheit ist, daß sich die Schuld auf alle Seiten ziemlich gleich vertheilte. Der dreißigjährige Krieg nebst Allem, was ihm vorausgegangen und nachgefolgt war, hatte das politische Leben der Nation beinahe auf den Tod getroffen.

Den Fürsten fehlte, und zwar Allen ohne Ausnahme, eine höhere Auffassung ihres nationalen Berufes; dem Kaiser fehlte vor Allem die Macht; die Staatsmänner waren politische Intriguanten, und die Völker willenlose, wenn auch unverwüstlich lebenskräftige Werkzeuge.

Da sich Leopold vom Reiche und von Brandenburg verlassen sah, so gab er nach langem Schwanken und Zögern seine Einwilligung zu dem von seinem Hofkanzler Hocher unter dem maßgebenden Einfluß des Fürsten Lobkowitz mit Frankreich geschlossenen Vertrage vom 1. November 1671, durch welchen Oesterreich versprach, sich in keinen Krieg einzumischen, der außerhalb des deutschen Reiches und der spanischen Monarchie geführt würde, und den von Frankreich angegriffenen Mächten keinen anderen Beistand, als den einer freundlichen Vermittlung zu leisten. Damit war Holland geopfert, alle Grundsätze der traditionellen österreichischen Politik waren verlassen, das europäische Gleichgewicht preisgegeben; es war, mitten im Frieden, die schwerste Niederlage, welche Leopold während seiner ganzen Regierung erlitten hat.

Als nun aber im Jahre 1672, nachdem während weniger Monate die ganze civilisirte Welt ausnahmsweise eines vollständigen Friedens genossen hatte, Ludwig XIV. wirklich über Holland herfiel und dieser Staat am Rande des Abgrundes zu stehen schien, da besann sich der Kurfürst von Brandenburg eines Anderen. Er schickte seinen Schwager, den Herzog Georg von Anhalt-Dessau, nach Wien, und es kam in der That ein österreichisch-brandenburgisches Vertheidigungsbündniß zu Stande, durch welches sich die beiden Contrahenten zugleich verpflichteten, kein Bündniß gegen Kaiser und Reich zu gestatten und keine fremden Truppen im Reiche zu dulden. Seinen innersten

Gedanken aber hat Leopold, der jedenfalls besser war, als seine Regierung und als seine Zeit, um jene Tage in einem Briefe an Lobkowitz mit den Worten ausgesprochen: „Das Herz thut mir wehe, daß unter meiner Regierung die Franzosen so vorwärts kommen sollen.“

Eine österreichisch-brandenburgische Armee rückte nun in der That zum Schutze der deutschen Grenzen gegen Ludwigs fortwährende Uebergriffe, sowie zur Unterstützung des schwer bedrängten Holland, in welchem eine gewaltsame Umwälzung an die Stelle der bisherigen republikanischen Verfassung die monarchische Herrschaft des Hauses Oranien gesetzt hatte, nach dem Rheine vor. Allein dieser Feldzug nahm einen kläglichen Fortgang. Zwischen dem österreichischen Befehlshaber Montecuculi und dem Kurfürsten von Brandenburg herrschte Mißtrauen und Uneinigkeit; die deutschen Fürsten aber waren voll Angst vor Frankreich und ohne jede nationale Empfindung. Die Kurfürsten von Trier, Mainz und Pfalz verweigerten der preußisch-österreichischen Armee den Rheinübergang, und Montecuculi ließ sich das gefallen, weil er sich keiner sichern Rückendeckung in Wien bewußt war. Behauptete doch der Kurfürst von Trier, er handle im ausdrücklichen Auftrag des Fürsten Lobkowitz, und könne dieß urkundlich nachweisen. Der Kurfürst von Köln dagegen war Frankreichs offener Bundesgenosse, und hatte sein Land von einer französischen Armee besetzen lassen, welche den in Holland operirenden Truppen Ludwigs XIV. freien Spielraum gewährte. Unter diesen traurigen Umständen suchte Lobkowitz nochmals seine nach Frankreich neigende Politik zur Geltung zu bringen, während gleichzeitig der brandenburgische Kurfürst, der überall unmittelbaren Vortheil sehen und spüren wollte, von der gemeinsamen Sache abfiel. Am 6. Juni 1673

schloß er mit Frankreich den Frieden zu Vossem, durch welchen er Oesterreich gänzlich preisgab und sich nur für den Fall freie Hand vorbehielt, daß unmittelbar das deutsche Reich angegriffen werden sollte. So verließ und verdarb und verrieth man sich gegenseitig.

Von Brandenburg verlassen, von feindseligen oder zweideutigen Reichsfürsten umgeben, fuhr Oesterreich gleichwohl fort, mit den Waffen in der Hand für die Wiederherstellung des von Ludwig XIV. so muthwillig gestörten europäischen Friedens einzutreten. Man verband sich auf's Engste mit Spanien und Holland; nicht nur auf die Befreiung Deutschlands, sondern auch auf die Sicherung des spanischen Besitzstandes in den Niederlanden und auf einen für Holland möglichst günstigen Frieden war die Politik des Kaisers gerichtet; Leopolds persönliche, deutsche und ehrliche Gesinnung trug immer mehr über die Richtung des Fürsten Lobkowitz den Sieg davon.

Während französische Truppen Trier wegnahmen, die Reichsstädte im Elsaß besetzten, ungehindert und schrecklich in Mitteldeutschland hausten, und gleichwohl der Reichstag zu keiner That zu bringen war, bereitete sich in Wien langsam, aber gründlich die Rückkehr zu den alten und ächten Grundsätzen österreichischer Politik vor. Ehe der Kaiser entscheidende Beschlüsse faßte, machte er, wie gewöhnlich in schwierigen Lebenslagen, eine Wallfahrt nach Maria-Zell in Steiermark. Die Geschichte hat das Gebet aufbewahrt, mit welchem der fromme Monarch, vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau knieend, sich zu dem verantwortungsvollen Entschlusse eines neuen und schweren Krieges vorbereitete. Möchten doch die Herrscher unserer Tage diesem vielgeschmähten Leopold ähnlicher sein. „Gott, Erlöser des Menschengeschlechtes,“ so betete der Kaiser, „dessen Bild

ich in meinen Händen halte: Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Habsucht diesen Krieg unternehme: Du weißt, wie zufrieden ich bin mit dem Machtbesitze, den Deine Gnade mir zu schenken geruht hat; Du weißt, wie ungern ich die Waffen ergreife; Du kennst ja alle Tiefen unserer Herzen und Gedanken. Darum hoffe und vertraue ich, Du werdest das Blut, welches vergossen werden soll, nicht von meinen Händen fordern, und es werde dieser Krieg Deine Billigung finden und mit Deiner Hilfe für mich ein siegreicher sein. Denn auf Dir allein ruht alle meine Hoffnung."

Am 4. August 1673 reiste Leopold zur Armee nach Böhmen ab; die letzten Forderungen, welche er während der Reise an Ludwig XIV. stellte, gingen auf Räumung Deutschlands, Herausgabe der deutschen Festungen, Einsetzung eines Schiedsgerichtes über die Streitigkeiten im Elsaß, auf Räumung Lothringens binnen drei Monaten und Friedensschluß mit Spanien und Holland. Wenn unter den deutschen Fürsten ein Funke von Patriotismus, oder unter dem deutschen Volke ein wahres, wenn auch nur schwaches politisches Leben zu finden gewesen wäre, so würde sich die ganze Nation um ihren Kaiser gesammelt haben. Dieß geschah jedoch nur in äußerst geringem Maße. Zwar boten dem Kaiser mehrere deutsche Fürsten ihre Dienste an, allein im Ganzen wurde der Umschwung der österreichischen Politik mit ziemlicher Lauheit aufgenommen. Am 30. August wurden die Verträge unterzeichnet, durch welche sich Oesterreich, Holland, Spanien und Lothringen gegen Frankreich verbanden; wenige Tage später wurden dem französischen Gesandten seine Pässe überschickt und der Krieg begann.

Mit Gremonville schied ein böser Geist aus der öster-

reichischen Kaiserstadt. Die völkerrechtlich geheiligte Stellung eines Gesandten auf's Schnödeste mißbrauchend, hatte er Verbrechen auf Verbrechen gehäuft gegen die Existenz der Monarchie. Mit allen innern Feinden des österreichischen Staatswesens lebte er auf dem vertraulichsten Fuße beständiger Verschwörung, und die allgemeine Meinung beschuldigte ihn sogar, den von den ungarischen Hochverräthern geplanten Nachstellungen gegen Leopolds Leben nicht fremd geblieben zu sein. Sein diabolischer Einfluß war es, der Auersperg und nach ihm Lobkowitz zuerst um die Ehre, schließlich um Amt und Stellung brachte, und die Namen dieser Männer auch in den Blättern der Geschichte mit einer unauslöschlichen Makel befleckt hat. Mit Recht sagte man von Gremonville, er würde ein großer Heiliger geworden sein, wenn er Gott zu Liebe nur halb so viel gethan hätte, als er seinem König zu Liebe wirklich that. Bei Ludwig XIV. war Undank sein Lohn: er starb vernachlässigt und vergessen. —

Es wurde schon weiter oben erwähnt, daß am 12. März 1673 des Kaisers erste Gemahlin gestorben war. Schon im October des nämlichen Jahres vermählte er sich, da ihm Marguerite Theresa keinen Sohn hinterlassen hatte, zum zweiten Male mit der Erzherzogin Claudia Felicitas, einer Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl, durch dessen und seines Bruders Franz Sigismund kurz nach einander erfolgten Tod einige Jahre zuvor (1662 und 1665) der Mannsstamm der Tiroler Nebenlinie des Hauses Habsburg ausgestorben und Tirol der herrschenden Linie anheimgefallen war. Wenn Fürst Lobkowitz durch seine Frankreich zugeneigte Politik sich noch nicht ganz unmöglich gemacht hätte, so würde er diesen Zweck vollständig erreicht haben durch seinen mit Hohn und Schmähsucht begleiteten Wider=

stand gegen den neuen Heirathsplan. Er suchte zwar einzulenken, als er bemerkte, daß die maßgebenden Entschlüsse gefaßt waren; allein es war zu spät. Im October wurde die Vermählung des Kaisers gefeiert. Die jugendlich schöne, lebenslustige, dabei gleichwohl fromme und wohlthätige Kaiserin entwickelte bald einen gewissen Einfluß, und wenn derselbe gegen Lobkowitz zur Geltung kam, so geschah sicherlich Nichts Schlimmes. Uebrigens wurde auch diese zweite Ehe Leopolds nach wenigen Jahren (1676) durch den Tod getrennt, nachdem die Kaiserin in den Jahren 1674 und 1675 zwei Töchter geboren hatte, die jedoch bald wieder starben.

Schon im Jahre 1677 vermählte sich Leopold zum dritten Male mit Eleonora Magdalena Theresia, der Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, welche ihren Gemahl überlebte, nachdem sie ihm in glücklicher Ehe neun Kinder geboren hatte. Von dieser Kaiserin muß, als von Leopolds eigentlicher Lebensgefährtin und Geistesgenossin, an einer späteren Stelle näher gesprochen werden. Hier kehren wir zum Kriege gegen Frankreich zurück.

Noch im Spätjahr 1673 war die Armee unter Montecuculi's Führung über den Main und über den Rhein gegangen, hatte sich mit den holländischen und spanischen Truppen vereinigt, und überwinterte in der Pfalz, während die französische Armee in Elsaß und Lothringen lag.

Wenn dieser meisterhafte Feldzug Montecuculi's keine größeren, geschweige denn entscheidenden Ergebnisse hatte, so wunderte sich hierüber wohl Niemand mehr, als des kaiserlichen Feldherrn genialer, aber Land und Menschen rücksichtslos und grausam zerstörender Gegner Turenne. Montecuculis Erben sollen noch lange Zeit die Briefe aufbewahrt haben, durch welche ihm Fürst Lobkowitz im angeb-

lichen Auftrag des Kaisers jeden entscheidenden Schlag untersagte. Auch war Montecuculi über die Wiener Beamtenwirthschaft so erbittert, daß er um jene Zeit das berühmt gewordene Wort aussprach, der Hofkriegsrath möge doch die für den kaiserlichen Feldherrn bestimmten Befehle lieber gleich nach Paris schicken, statt an ihn, es komme auf das Gleiche heraus.

Im folgenden Jahre (26. Februar 1674) ließ die kaiserliche Regierung den schon mehr erwähnten Kölner Domherrn, Grafen Wilhelm Fürstenberg, welcher schon 1658 bei der Kaiserwahl und seither an allen deutschen Höfen seine französischen Ränke gesponnen hatte, in Köln verhaften und als Gefangenen nach Wien bringen. In Köln tagte nämlich schon seit dem Anfang Juni 1673 ein Congreß, um den Frieden zwischen Frankreich, dem mit ihm unnatürlich verbundenen England, dem Kaiser und Holland durch Schwedens gute Dienste zu vermitteln. Auch bei dieser Versammlung intriguirte Fürstenberg, ohne eine Vollmacht als Gesandter zu haben, im französischen Sinne, und die österreichische Regierung that wenigstens sachlich, wenn auch vielleicht nicht formell, ganz Recht, indem sie den Reichsverräther unschädlich machte und dadurch ihren vollen Ernst zeigte. Uebrigens wurde Fürstenberg nach einigen Jahren wieder frei gelassen und kehrte abermals nach Köln zurück.

Seine Verhaftung wirkte; der Kölner Congreß, ein Schauplatz und Werkzeug französischer Ränke, löste sich auf, und am 28. Mai 1674 erklärte endlich auch der deutsche Reichstag den Krieg an Frankreich; es handelte sich jetzt, nachdem England mit Holland Frieden geschlossen hatte, die Erzbischöfe von Köln und Münster von ihrer Verbindung mit Frankreich zurückgetreten waren, nur noch um die Verhältnisse zu Brandenburg. Nach längerem Zaudern

schloß auch der Kurfürst am 1. Juli 1674 ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland. Leider hielten sich Baiern und Hanover noch vom Kriege fern, sonst aber stand ganz Deutschland gegen Frankreich in Waffen, und selbst dieses mangelhafte Ergebniß wird von den Zeitgenossen als etwas Glänzendes hervorgehoben, das schon seit einem Jahrhundert nicht mehr dagewesen sei.

Allein die glücklichen Erfolge der veränderten österreichischen Politik wurden vereitelt durch die erbärmliche Kriegführung. Montecuculi hatte kein Commando angenommen, und die andern österreichischen Generale waren traurige Stümper. Der französische Feldherr Condé schlug die Verbündeten bei Senef, Turenne schlug sie bei Sinsheim und Ensheim, wiewohl an letzterem Orte sich beide Theile den Sieg zuschrieben; bei der Reichs-Armee war, wie gewöhnlich, Alles aus Rand und Band. Die Führer waren unter sich uneinig, und der Kurfürst von Brandenburg voll Eifersucht auf Jeden, der neben ihm Etwas sagen oder gelten wollte. Zum Schlusse des ruhmlosen Feldzugs jagte Turenne die Verbündeten zum Elsaß hinaus und über den Rhein zurück.

Mittlerweile war Fürst Lobkowitz endlich gefallen. Es ist nicht ausgemacht, ob er den letzten Beitrag zu diesem längst verdienten Endergebniß dadurch geliefert hat, daß er ein angeblich gegen Wilhelm Fürstenberg entworfenes Todesurtheil dem päpstlichen Nuntius verrieth, dessen Fürsprache die Begnadigung nothwendig machte. Gewiß ist dagegen, daß schon seit einiger Zeit des Kaisers persönliches Vertrauen zu seinem ersten Minister erschüttert war; die Verhältnisse zu Frankreich erklären dieß mehr als hinreichend, und die rücksichtslosen giftigen Redensarten, welche sich Lobkowitz über alle Menschen und Dinge, und zuweilen

sogar über den Kaiser erlaubte, trugen das ihrige zu seinem Sturze bei. Am 17. October 1674 überreichte der Hofkanzler Hocher dem Fürsten Lobkowitz einen kaiserlichen Erlaß, durch welchen er Befehl erhielt, sich binnen drei Tagen auf seine Besitzung zu Raudnitz an der Elbe zu begeben, dort bis auf weitere Befehle zu bleiben, und sich jeder politischen Correspondenz zu enthalten; zugleich wurde er aller seiner Aemter entsetzt. Er starb als alter verlassener Mann am 22. April 1677. Ein hochbegabter, glänzender Geist voll Leben, Feuer, Witz und Reichthum, verschwand er gleichwohl spurlos aus der österreichischen Geschichte, weil sein staatsmännisches Handeln nicht geleitet und getragen war von einer ernsten sittlich-patriotischen Idee, sondern von mehr oder minder selbstsüchtigen und oberflächlichen Intriguenspielen.

Jene Zeit, in welcher die christlichen Diplomaten am türkischen Hofe wegen Verstößen gegen die osmanische Etiquette durchgeprügelt oder ihnen die Köpfe auf den Fußboden gestoßen wurden, pflegte allerdings, wie die Beispiele von Auersberg und Lobkowitz zeigen, auch mit Reichskanzlern und leitenden Ministern zuweilen etwas unsanft umzugehen. Allein dieß war weit mehr der Charakter der Zeit, als eine Eigenthümlichkeit der österreichischen Regierung oder des persönlich mild gesinnten Leopold; übrigens hatte Lobkowitz trotz seiner hervorragenden persönlichen Eigenschaften namentlich in letzter Zeit durch eine wahrhaft verkehrte, man darf wohl sagen „reichsfeindliche" Politik sein Schicksal reichlich verdient, und einzelne zeitgenössische Geschichtschreiber behaupten sogar auf das Bestimmteste, der sonst so wohlwollende und ruhige Leopold habe sich zu der Aeußerung hinreißen lassen, daß er noch Nichts mit größerem Vergnügen unterzeichnet habe, als das Verbannungs-

dekret gegen Lobkowitz. Die Aeußerung mag erdichtet sein, aber sie ist bezeichnend für die öffentliche Meinung der Zeit.

Wohl mochte Lobkowitz in seiner Verbannung eine gewisse Genugthuung empfinden über die fortwährend traurigen Ergebnisse des Krieges. Ludwig XIV. brachte es dahin, daß Schweden dem Kurfürsten von Brandenburg den Krieg erklärte. Dadurch war der mächtigste deutsche Bundesgenosse der Kriegführung gegen Frankreich entzogen; Hanover und Baiern verhinderten ohnedieß die einheitliche Entfaltung aller deutschen Streitkräfte.

Gleichzeitig unterstützte Ludwig XIV. die Unzufriedenen in Ungarn mit Rath und That. Zwar fiel Turenne am 27. Juli 1675 bei Sasbach und Ludwig verlor dadurch seinen ersten Feldherrn; allein auch des Kaisers bewährter Heerführer Montecuculi, welcher nach den traurigen Ereignissen des Jahres 1674 noch einmal an die Spitze der Armee getreten war, legte den Oberbefehl nieder und starb nach wenigen Jahren, tief gebeugt durch die Mißerfolge der kaiserlichen Politik. Ruhmlos und ohne entscheidende Ergebnisse schleppte sich der Krieg durch die drei folgenden Jahre hin; im Großen und Ganzen blieb der französische König seinen verbündeten Gegnern sowohl mit den Waffen als in der Politik überlegen. Endlich wurde unter der Vermittlung Englands der Friede zu Nimwegen (vom deutschen Volke mit „Nimm weg" bezeichnet) am 10. August 1678 von Holland, am 17. September des gleichen Jahres von Spanien, und am 5. Februar 1679 von Kaiser und Reich mit Frankreich geschlossen, nachdem die Friedensverhandlung sich weit über ein Jahr hingezogen hatte. Dabei war die Lage von Kaiser und Reich die allerschlimmste, weil die andern Verbündeten nacheinander durch Separat-

Friedensschlüsse von der Allianz sich losgesagt hatten. Durch den Frieden von Nimwegen triumphirte Frankreich vollständig und auf allen Seiten; es behielt die Freigrafschaft, sowie eine ganze Reihe fester Städte in den Niederlanden; Lothringen sollte zwar zurückgegeben werden, aber unter so harten und schimpflichen Bedingungen, daß der in österreichischen Diensten stehende Herzog von Lothringen sich feierlich dagegen verwahrte, weßhalb Frankreich trotz des Friedensschlusses Lothringen gleichwohl behielt. Oesterreich trat Freiburg im Breisgau an Frankreich ab und bewilligte freien Durchzug auf den Straßen von Breisach nach Freiburg; Wilhelm Fürstenberg mußte in Freiheit gesetzt werden. Auch Dänemark und Brandenburg mußten sich im Verhältniß zu Schweden der Gesammtlage Europa's fügen; namentlich war der Kurfürst genöthigt, ganz schwedisch Pommern, welches er nach der berühmten Schlacht bei Fehr-Bellin (1675) ruhmvoll erobert hatte, wieder zurückzugeben.

Es lag hierin eine gerechte Strafe für den nichts weniger als deutsch-patriotisch gesinnten Fürsten. Hatte er doch im Lauf der Verhandlungen den Franzosen auf's Angelegentlichste seinen Abfall von Kaiser und Reich angeboten, falls ihm Pommern gelassen würde. Nach dem Friedensschluß war der Kurfürst in Gedanken, Worten und Werken Oesterreichs Feind; er duldete sogar die Schmach, seine Bewerbung um ein französisches Bündniß hochmüthig zurückgewiesen zu sehen, obgleich er, bezeichnend genug für seinen deutschen Patriotismus, seine kräftigste Mitwirkung zur dereinstigen Wahl des französischen Dauphins als deutscher Kaiser versprach. — Doch sollte Leopold noch lange Jahre nach des Kurfürsten Tod seinen Thron einnehmen.

Die Länder waren verwüstet, die Völker, namentlich die

Bewohner der deutschen Rheinlande, durch die wahnsinnigen Grausamkeiten der Franzosen an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die verbündeten Mächte waren getrennt und geschlagen; Ludwig XIV. stand mächtiger als jemals in Europa da. Dieß war das traurige Ergebniß von Leopolds erstem Kriege gegen Frankreich. Die öffentliche Meinung Deutschlands und Oesterreichs faßte denn auch mit ganz richtiger Beurtheilung der Dinge den Friedensschluß als ein großes vaterländisches Unglück auf. Man begriff vollkommen, daß Frankreichs Anmaßungen sich immer höher steigern würden, daß ein neuer Krieg in kurzer Zeit unvermeidlich sein werde, und daß man denselben unter weit ungünstigeren Verhältnissen werde beginnen und führen müssen. Diese Ueberzeugung war so allgemein und sprach sich so deutlich aus, daß Leopold, indem er den öffentlichen Dankgottesdienst anordnete, ausdrücklich die Worte beifügte: „Dem ewigen Gott müsse man auch für die schwersten Prüfungen danken, und die Hand des Allmächtigen küssen, auch wenn sie uns züchtige.“ — Freude und Beifall spendete dem Friedensschluß einzig und allein der deutsche Reichstag. Bei den Landesherren und freien Städten fand des Reiches Schmach und Schaden allezeit theilnahmsvolle Befriedigung.

Und das nämliche Jahr 1679, welches den ruhmlosen Friedensschluß herbeiführte, sollte auch noch ein anderes und furchtbares Verhängniß über einen Theil der Habsburgischen Monarchie bringen. Im Laufe des Frühjahrs brach nämlich in Ungarn die Pest aus, näherte sich der österreichischen Grenze, und trat in Wien auf. Der Kaiser hatte eine Wallfahrt nach Maria-Zell unternommen und begab sich von da, ohne Wien zu berühren, nach Prag, später nach Linz. Aus Wien floh wer nur immer konnte; selbst Aerzte, Krankenwärter und Todtengräber waren nicht

mehr aufzutreiben. Auf dem Höhenpunkt der Plage traten an einem Tage 3000 Erkrankungen ein. Die Seuche dauerte den größten Theil des Jahres hindurch fort; nach den Angaben eines gleichzeitigen Geschichtschreibers starben in der Hauptstadt während des Monats März 4000, im April 5000, im Mai und Juni zusammen 12,000, im Juli allein 7000 Personen; diese letztere Zahl erreichte auch, nach einer vorübergehenden Besserung im August, sowohl der September als der October. Erst im November nahm die Krankheit ernstlich und stetig ab. Von der allgemeinen Verzweiflung und Todesangst machten rühmliche Ausnahmen der Oberbefehlshaber von Wien, Fürst Schwarzenberg und die katholische Geistlichkeit. In dieser einzigen Stadt haben sich während weniger Monate 420 Priester in Erfüllung ihres heiligen Amtes den Tod geholt, während Aerzte, Beamte und Privatleute aller Stände in wilder Flucht nach allen Richtungen aus einander stoben. Unbeschreiblich ist das Elend, welches im Gefolge dieser Krankheit unter den niedern Volksklassen herrschte. Und gleichwohl, nachdem bis zum Anfange des Winters in ganz Oesterreich über 100,000 Menschen an der Pest gestorben waren, zeigte sich die Lebenslust der Uebrigen so groß, daß unmittelbar nach dem Erlöschen der Seuche in der Stephanskirche zu Wien an einem einzigen Tage 95 Brautpaare getraut wurden.

Doch wir kehren zu den Verhältnissen mit Frankreich zurück. Ihm gegenüber herrschte zwar einige Jahre äußerlich Friede; allein Oesterreichs Demüthigung durch den Nimweger Frieden war zu groß und Ludwigs XIV. Uebermuth, namentlich seit Louvois sein leitender Minister war, zu schrankenlos, als daß an eine dauerhafte und aufrichtige Gestaltung friedlicher Verhältnisse hätte gedacht werden können. Auch bezog sich dieser äußerliche Friedenszustand nur auf Oester-

reich, nicht aber auf das deutsche Reich. Letzterem gegenüber scheute Ludwig XIV. auch die offenbare Gewaltthat nicht. Keineswegs zufrieden mit der Innebehaltung von zehn Reichsstädten im Elsaß gegen die Bestimmungen des Westfälischen und Nimweger Friedens, errichtete Ludwig XIV. im Jahre 1680 zu Metz, Breisach und Besançon besondere Gerichtshöfe unter dem Namen „Reunionskammern", um Alles, was in irgend einer früheren Zeit zu den an Frankreich abgetretenen Ländern und Plätzen gehört habe und veräußert worden sei, mit denselben wieder zu vereinigen. Sodann ließ er am 27. September 1681 Straßburg und die Kehler Schanze überfallen und wegnehmen. Der am 17. December 1681 zu Frankfurt eröffnete Congreß, auf welchem über diese Gewaltthaten verhandelt werden sollte, blieb im elendesten Formelkram stecken. Leopold trat daher schon im Jahre 1682 einem zwischen Holland und Schweden zur Aufrechthaltung der bestehenden Friedensschlüsse abgeschlossenen Bündniß bei, und bemühte sich, auch die deutschen Reichsstände zu gleichem Beitritt zu bestimmen. Hanover und Baiern schlossen sich an, aber der Kurfürst von Brandenburg hatte seit Nimwegen wieder seine französische Periode, und verpflichtete sich sogar gegen Ludwig XIV., mit aller Mühe die friedliche, d. h. schimpfliche Beilegung der Streitigkeiten mit dem Reiche herbeizuführen. Der Kurfürst war es, an dessen Ränken jede Bemühung Leopolds für Herbeiführung eines patriotischen Aufschwungs in Deutschland scheiterte. Allen Anträgen des Kaisers auf dem Reichstag trat er widersprechend und hemmend entgegen. Die ganze Entwicklung der Zustände in der Zeit von 1679 bis 1683 mußte Ludwigs XIV. Uebermuth und Treulosigkeit in jeder Beziehung ermuthigen.

In der That fuhr er auch ganz ruhig fort, mitten im

Frieden jeden Feind Oesterreichs auf jede denkbare Weise zu unterstützen. So wird behauptet, daß man im Türkenlager vor Wien unter den erbeuteten Papieren des Großveziers Kara Mustafa auch ein Schreiben des Königs von Frankreich gefunden habe, in welchem derselbe die Türken zur Belagerung Wiens ermuntert und ihnen zur Ausführung derselben Rathschläge ertheilt und Hilfsgelder verspricht; ebenso soll ein um jene Zeit gefangener Secretär Tököly's die Verabredungen seines Herrn und des türkischen Vezirs mit dem französischen König enthüllt haben. Und während Oesterreich im Jahre 1683 im Bunde mit Deutschland und Polen Religion, Sitte und Bildung Europa's gegen die Türken vertheidigte, benützte Ludwig die Gelegenheit, um gewaltthätigerweise in die spanischen Niederlande einzufallen und Luxemburg zu belagern, das sich nach hartnäckigem Widerstande ergab. Leopold, durch den Türkenkrieg auf's Höchste in Anspruch genommen und vom deutschen Reiche weder im Osten noch im Westen gehörig unterstützt, mußte unterm 15. August 1684 einen angeblich für die Dauer von 20 Jahren bestimmten Waffenstillstand mit Ludwig schließen, durch welchen den Franzosen außer den Reichsstädten im Elsaß sämmtliche Ortschaften überlassen wurden, welche die Reunionskammern von Metz, Breisach und Besançon bis zum 1. August 1681 dem König zugesprochen hatten, sowie Straßburg und die Kehler Schanze; die Franzosen verpflichteten sich nur, während der Dauer des Waffenstillstandes keine weitern Ansprüche unter dem Namen Dependenz, Zubehör oder Reunion gegen das Reich zu erheben. Diese ganze Schmach verdankt die deutsche Geschichte nicht, wie gewöhnlich gelehrt wird, der undeutschen Politik des Hauses Habsburg, sondern recht eigentlich und nahezu ausschließlich der im Bunde mit Frankreich entwickel-

ten rastlosen und rachsüchtigen Thätigkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Und dennoch war Ludwigs maßloser Ehrgeiz, sein unersättlicher Durst nach neuem Länderzuwachs nicht befriedigt. Mag es nun richtig sein, was erzählt wird, daß Louvois mit seinem Herrn wegen eines Fensters im Lustschlosse zu Trianon Streit bekommen und deßhalb den Krieg geschürt habe, um sich dem König unentbehrlich zu machen, oder mag diese Erzählung in das Reich der Fabeln gehören, jedenfalls bezeichnet sie sehr gut die vollständige Grundlosigkeit des von Ludwig im Augenblick der Eroberung Belgrads durch die Oesterreicher dem Hause Habsburg und dem deutschen Reich unterm 24. September 1688 mit schnödem Bruch des Waffenstillstandes vom Jahre 1684 erklärten Krieges. Die Zwischenzeit der vier Jahre zwischen Abschluß und Bruch des Waffenstillstandes war ausgefüllt durch empörende Proben französischen Uebermuthes. Ludwig erbaute auf deutschem Boden, in frechster Verhöhnung alles Rechtes, die Festung Hüningen. Im Jahre 1685 erlosch die sogenannte Simmern'sche (reformirte) Linie des Hauses Kurpfalz, und nach unzweifelhaftem Erbfolgerecht kam die katholische Linie Pfalz-Neuburg zur Nachfolge, deren Haupt des Kaisers Schwiegervater war. Da erhob Ludwig Namens seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Ansprüche auf dessen Verlassenschaft, nach welchen der beste Theil der pfälzischen Lande französisches Besitzthum geworden wären. Diese Ansprüche waren um so grundloser, als ihnen auch ein gültiger Erbverzicht der Herzogin von Orleans entgegenstand. Ein im Jahre 1686 vom Kaiser mit einer Anzahl deutscher Fürsten zu Augsburg abgeschlossenes Vertheidigungsbündniß wurde von dem französischen König

als ein förmliches Verbrechen gegen seine Majestät behandelt. Als endlich im Jahre 1688 der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln starb, hatte Ludwig, das landesverrätherische Haus Fürstenberg als Werkzeug benutzend, sofort wieder die Hand im Spiele. Von 24 wahlberechtigten Domherren postulirten 13 den Candidaten Frankreichs, Bischof zu Straßburg, einen der berüchtigten Fürstenbergischen Brüder; neun Stimmen wählten den Prinzen Josef Clemens von Baiern. Nun fordert aber das canonische Recht zu einer derartigen sogenannten Postulation eines auswärtigen Bischofs eine Mehrheit von zwei Dritttheilen. Das Cardinal-Collegium und der heilige Vater selbst erklärten daher die Wahl des Straßburger Bischofs für ungiltig, und bestätigten jene des baierischen Prinzen. Gleichwohl schickte sich Ludwig an, seinen Günstling mit Waffengewalt auf den deutschen Kurfürstenthron zu erheben.

Der eigentliche und wahre Grund des neuen Krieges lag jedoch nicht in all' diesen einzelnen Streitpunkten, sondern in den großen und glänzenden Siegen, welche Leopolds Armeen seit dem Jahre 1683 gegen die Türken erfochten hatten. Da aber eine solche Gesinnung nicht offen eingestanden zu werden pflegt, so bemühte sich Ludwig, in einer öffentlichen Kundgebung auseinanderzusetzen, wie hart und ungerecht der böse Kaiser Leopold mit ihm umgehe. Allein das schamlose Manifest vom 18. October 1688 vermag selbst keine andern Gründe für den Friedensbruch anzugeben, als folgende leeren Vorwände: Da der Kaiser die Absicht habe, mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren; da der Kurfürst von der Pfalz vom Kaiser unterstützt werde in seiner Nichtanerkennung der Ansprüche der Herzogin von Orleans an die Erbschaft ihres Bruders, und da endlich der kaiser-

liche Hof den mit dem französischen König befreundeten Bischof von Fürstenberg, welchen ein Theil des Kölner Domcapitels zum Erzbischof erwählt habe, von diesem Stuhle verdrängt und an seiner Stelle die Erwählung des baierischen Prinzen Josef Clemens durchgesetzt habe, um auf diese Weise das Aussterben des baierischen Fürstenhauses zu befördern, so habe der König die Waffen ergriffen, um für die Sicherstellung der allgemeinen Ruhe zu sorgen; er habe angefangen mit der Belagerung der Reichsfestung Philippsburg, nicht um das Reich anzugreifen, sondern um den Gegnern der Ruhe den Eingang in sein Königreich zu verwehren.

Die Antwort auf dieses wirklich unerhörte Machwerk gab Leopold in glänzender Weise durch den Mund jenes großen deutschen Denkers, welcher damals in nahen Beziehungen zum kaiserlichen Hofe stand; der unsterbliche Leibnitz verfaßte das österreichische Gegen-Manifest. Er erklärte es für unmöglich, daß Ludwig XIV. sein von irgend einem unbesonnenen Minister zusammengestoppeltes Manifest wirklich gelesen oder gebilligt habe. Nachdem er die einzelnen französischen Vorwände in ihrer Nichtigkeit dargestellt hat, bezeichnet er es als den eigentlichen Zweck der französischen Politik, die Reichsstände durch das Schreckbild einer angeblichen österreichischen Knechtschaft dem Kaiser untreu zu machen und unter Frankreichs Botmäßigkeit zu bringen. Allein jeder Deutsche, der Frankreichs eisernes Joch noch nicht trage, könne an den bereits unter demselben seufzenden Landsleuten, ja sogar an den Unterthanen und an dem Adel in Frankreich selbst gar leicht unterscheiden, ob die österreichische Regierung oder die französische Herrschaft eine größere Aehnlichkeit mit wahrer Tyrannei habe.

Uebrigens vorerst hatte die Welt weder auf schlechte Vorwände, noch auf gute Gründe, sondern auf das Geräusch und auf den Erfolg der Waffen zu hören. Schon am 25. September wurde der Krieg eröffnet, nachdem seit der Einnahme Belgrads (7. September) kaum so viel Zeit verflossen war, daß diese Nachricht nach Paris und der Befehl zum Beginn der Feindseligkeiten an den Rhein gebracht werden konnte. Philippsburg wurde erobert, Speier und Worms, Mainz, Trier und Bonn ergaben sich ohne allen, Heidelberg nach schwachem Widerstand; das ganze Rheinland mit Ausnahme von Koblenz und Köln war in französischer Gewalt. Um die gleiche Zeit trug sich jedoch ein Ereigniß zu, welches für Ludwigs Politik die verhängnißvollsten Wirkungen herbeiführen sollte.

In England war schon König Karl II. aus dem Hause Stuart aus schlecht verstandenem Katholicismus ein trauriger Knecht Frankreichs gewesen; sein Nachfolger, König Jakob II., war in noch höherem Grade nicht nur durch seinen Katholicismus, sondern auch namentlich durch seine Abhängigkeit von Frankreich mit seinem nicht bloß leidenschaftlich protestantisch, sondern vor Allem politisch und national unabhängig gesinnten Volke in ein solches Zerwürfniß gerathen, daß er im October 1688 von Wilhelm von Oranien, dem Gemahl seiner Tochter Maria, vertrieben ward. Jetzt wurde die katholische Religion „für immer" von der Thronfolge in England ausgeschlossen; Jakob II. flüchtete sich nach Frankreich; er hatte sich längst mit der ganzen Welt, außer mit Ludwig XIV., in Widerspruch gesetzt; Ludwig erklärte sich öffentlich und unzweideutig für ihn, dadurch trat England auf die Seite Oesterreichs gegen Frankreich, Holland und Spanien folgten nach; der österreichisch-französische Krieg verwandelte sich in einen

europäischen. Bei dem Bündnisse, welches der Kaiser um diese Zeit mit Holland schloß, wurde bereits ausdrücklich der Fall vorgesehen, welcher in der Folge den spanischen Erbfolgekrieg herbeigeführt hat. Es ward nämlich für den kinderlosen Tod des Königs Karl II. von Spanien dem Kaiser sein Erbrecht auf den spanischen Thron garantirt, und außerdem wurden Hollands gute Dienste für die baldige Erwählung seines Sohnes Josef zum römischen Könige versprochen.

Ludwig XIV. ließ seinen Ingrimm in einer Weise, die seinen Namen für immer in der Geschichte gebrandmarkt hat, im Frühjahr und Sommer 1689 an der unglücklichen Pfalz und dem badischen Lande aus, die von seinen Heerführern auf das Unmenschlichste verwüstet wurden. Die Folge dieser Gräuelthaten war ein ungewöhnlich rasches und thatkräftiges Zusammenwirken der deutschen Fürsten, so daß noch im Laufe des Sommers und Spätjahres 1689 der größte Theil des von den Franzosen eroberten deutschen Gebietes wieder von ihnen befreit ward. Allein im folgenden Jahre 1690 erlitt Kaiser Leopold leider einen schweren Verlust durch den Tod seines großen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen, welcher erst 47 Jahre alt zu Wels in Oesterreich starb, nachdem er kurz zuvor noch Mainz eingenommen hatte. Er war vermählt mit Eleonora, Leopolds Schwester und Wittwe des polnischen Königs Wiesnowieczy, und ist durch diese Ehe der Ahnherr des heute regierenden österreichischen Kaiserhauses geworden. Er war ein edler, einfacher und bescheidener Mann und Held gewesen; stets bereit, fremdem Verdienst volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hatte er in großartiger Anspruchslosigkeit unsterbliche Thaten für Oesterreich vollbracht, Siebenbürgen gewonnen und Ungarn von einer 150jährigen Türkenknechtschaft befreit.

Da inzwischen auch der Kurfürst von Brandenburg Bonn erobert hatte, so war Deutschland vor den Franzosen wenigstens insoweit gesichert, daß Leopold im Winter 1689 auf 1690 einen Kurfürstentag zu Augsburg halten konnte, auf welchem sein damals elfjähriger Sohn Josef einstimmig zum römischen König erwählt und gekrönt wurde; kurz zuvor war auch Leopolds Gemahlin Eleonora als Kaiserin gekrönt worden.

Allein auch an widrigen Ereignissen fehlte es nicht. Der französische Marschall Luxemburg schlug die Verbündeten bei Fleurus, und in Italien wurde Oesterreichs neugewonnener Alliirter, der zweideutige Herzog Victor Amadeus von Savoyen, welchen Prinz Eugen herbeigezogen hatte, bei Stafforda besiegt. Eugen drang zwar von Italien aus im Jahre 1692 siegreich in das französische Gebiet ein, mußte sich aber nach einigen Monaten wieder zurückziehen und im Jahre 1693 wurden die Alliirten bei Marsaglia abermals geschlagen. Eugens geniale Führung vermochte Nichts gegen die Uneinigkeit der verschiedenen spanischen, italienischen, deutschen und österreichischen Führer, welche unter seinem Oberbefehl standen, gegen die heillose Finanzwirthschaft und gegen die schlechte Verpflegung der Truppen. Nicht viel besser ging es am Rhein. Ludwig von Baden hatte auf den Wunsch sämmtlicher verbündeten Mächte in edler Vaterlandsliebe den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gegen die Ungläubigen verlassen, und führte den Krieg mit bewährter Sorgfalt und Meisterschaft; es gelang ihm, die neuerdings in Süddeutschland eingefallenen Franzosen über den Rhein zurückzutreiben, allein seine Streitkräfte waren zu gering, um an das Geleistete einen kraftvollen Angriffskrieg anschließen zu können. Das Jahr 1694 brachte nur die Belagerung, 1695 endlich die Einnahme

der italienischen Festung Casale. Die Bemühungen Ludwigs von Baden, durch ein besseres Zusammenwirken der verbündeten Mächte eine entschlossenere Kriegführung zu ermöglichen, blieben nach wie vor erfolglos. Desto wichtiger war das folgende Jahr 1696. Der Herzog von Savoyen unterhandelte mit Frankreich und schloß einen Waffenstillstand von 50 Tagen, während dessen die verbündete Armee das piemontesische Gebiet räumen sollte. Während nun in der That die österreichischen Befehlshaber sich in die Lombardei zurückzogen, vereinigte sich Victor Amadeus mit den Franzosen, und das Ende des italienischen Feldzugs war der Abschluß eines Neutralitätsvertrags mit Piemont, worauf die kaiserliche Armee Italien verließ und an den Rhein gezogen wurde, während Prinz Eugen nach Ungarn ging, um den Türkenkrieg zu beendigen.

In dieser Lage der Dinge begannen, herbeigeführt durch die allgemeine Ermüdung und durch Ludwigs Hoffnung, auf dem Wege friedlicher Erbschaft die spanische Monarchie zu gewinnen, unter Schwedens Vermittlung am 9. Mai 1697 die Friedensunterhandlungen in einem oranischen Lustschlosse bei dem holländischen Dorfe Ryswick. Ludwig XIV. befolgte auch hier wieder mit Geschick und Erfolg seinen alten Grundsatz, die Verbündeten zu trennen und dadurch dem standhaftesten unter ihnen, der wie immer Kaiser Leopold war, die härtesten Bedingungen aufzuerlegen. Zuerst wurde mit England und Holland Friede geschlossen, Wilhelm III. von Oranien als König von Großbritannien anerkannt, sodann den Spaniern mancherlei Einräumungen gemacht und dadurch auch diese Macht vom Kaiser getrennt. Am 30. October 1697 sahen sich Kaiser und Reich genöthigt, den vom Volke durch die Worte „reiß weg“ bezeichneten Ryswicker Frieden abzuschließen. Was

die Reunionskammern außerhalb des Elsasses eingezogen hatten, wurde von Frankreich zurückgegeben; ebenso Trier und Lothringen, Freiburg, Breisach und Philippsburg. Dagegen traten Kaiser und Reich Straßburg und das ganze Elsaß an Frankreich ab. Schließlich wurde durch die sogenannte „Ryswicker Klausel" bestimmt, daß zwar die von Frankreich außerhalb des Elsasses weggenommenen Orte ihren vorigen Besitzern zurückgegeben werden sollten, daß aber die römisch-katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben solle. Da nun während der französischen Herrschaft in dieser Beziehung vielfache Veränderungen zu Gunsten des katholischen Besitzstandes durchgeführt worden waren, so enthielt diese Klausel für die Zeit nach dem Friedensschluß den fruchtbaren Keim zur Fortsetzung des Religionshaders auf deutschem Boden. Dieser deutsche Religionshader ist seit der Reformation bis auf die heutige Stunde die Freude und der Vortheil der Fremden gewesen.

So war denn auch Leopolds zweiter Krieg gegen Frankreich auf gänzlich unbefriedigende Weise zu Ende gegangen, obgleich der Kaiser mit größerer Beharrlichkeit, als irgend einer seiner Verbündeten, für die gemeinsame Sache gekämpft hatte.

Und jetzt trat die letzte große Frage, an welcher Leopold hervorragenden Antheil nehmen sollte, in den Vordergrund der Ereignisse, die Frage der spanischen Erbfolge.

Der spanische König Karl II. ging seinem Tode entgegen. Seine nächsten Verwandten waren der Kaiser und Ludwig XIV.; ihre Mütter waren des spanischen Königs Tanten, ihre Frauen seine Schwestern. Wir haben früher schon gesehen, wie durch diese Verhältnisse der geheime Theilungsvertrag vom Jahre 1668 zu Stande kam. Nach dem

Wunsch und Willen der spanischen Nation fragte Niemand. Die europäische Diplomatie begnügte sich vorerst mit der Anforderung, daß die spanische Monarchie getheilt werden müsse, weil sie zu groß sei, um einem Einzigen gelassen zu werden, indem ein solches Erbe den unvermeidlichen Anspruch auf eine Weltherrschaft begründen würde.

Da Ludwigs' XIV. Gemahlin in rechtsverbindlicher Weise auf ihre spanischen Erbansprüche verzichtet hatte, so war nach dem Tode von Leopolds erster Gattin Margaretha Theresia deren Tochter Maria Antonia unzweifelhaft die rechtmäßige Erbin der spanischen Monarchie. Der Kaiser vermählte sie trotz ihres ahnungsvollen Widerstrebens im Jahre 1685 mit dem Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emmanuel, dem Sohne des Kurfürsten Ferdinand Maria, einem hoffnungsvollen aber sittlich hohlen jungen Manne, der als begeisterter Freund Oesterreichs seine Laufbahn begann, um sie als geächteter Verräther seines Vaterlandes zu beschließen. Dabei verzichtete Maria Antonia auf ihr spanisches Erbe, jedoch ohne Zustimmung des spanischen Königs und deßhalb wohl nicht in rechtsgiltiger Weise. Uebrigens würde die Giltigkeit dieses Verzichts nur bewirkt haben, daß an Stelle Maria Antonia's ihr Vater, der Kaiser, als Erbe des spanischen Thrones sich dargestellt hätte, weil Ludwigs' XIV. Mutter gleichfalls auf ihr spanisches Thronfolgerecht verzichtet hatte, Leopolds Mutter bagegen nicht. Auch wurde bei Maria Antonia's Erbverzicht der Fall ausgenommen, daß Kaiser Leopold außer seinem am 26. Juli 1678 geborenen Sohne und Thronfolger Josef keine weiteren männlichen Erben haben sollte. Für diesen Fall ward Maria Antonia's Erbrecht ausdrücklich vorbehalten; derselbe trat jedoch nicht ein, indem am 1. October 1685 Kaiserin Eleonora einen zweiten

Sohn Karl gebar, den späteren Kaiser Karl VI. und letzten männlichen Nachkommen Rudolfs von Habsburg. Die durch Maria Antonia's Vermählung und Ehevertrag geschaffene rechtliche Sachlage wurde am spanischen Hofe durchaus anerkannt. König Karl II. ernannte den Kurfürsten von Baiern schon im Jahre 1692 zum Regenten der spanischen Niederlande, und die Verbindung zwischen Baiern und Spanien schien noch enger zu werden, als Maria Antonia am 28. October 1692 einem Sohne Josef Ferdinand das Leben gab, während sie selbst wenige Wochen später starb.

Jetzt waren es der Prätendenten drei, der Kaiser, Ludwig XIV. und der junge baierische Prinz.

Es begann nun ein mehrjähriges Intriguenspiel am spanischen Hofe, dem wir in seinen jämmerlichen Einzelnheiten nachzugehen weder berufen noch gesonnen sind. Karl II. ernannte den Prinzen von Baiern durch Testament zu seinem Nachfolger, aber der junge Erbe erkrankte und starb am 6. Juni 1699; Maximilian Emmanuel war in tiefster Verzweiflung. Oesterreich hätte jedoch schon vorher die günstige Gelegenheit benützen sollen, welche sich seinen Interessen dadurch bot, daß Karl II. die Berufung des Erzherzogs Karl nach Spanien verlangte. Leopold konnte sich aber nicht entschließen, diesen seinen zweiten Sohn, den er besonders zärtlich liebte, in seiner frühen Jugend allen Wechselfällen der stürmischen Welt preiszugeben; und während noch über diese Frage verhandelt wurde, hatte gleich nach dem Abschluß des Ryswicker Friedens Wilhelm von Oranien mit Frankreich am 11. October 1698 einen Theilungsvertrag abgeschlossen, nach welchem Ludwigs ältester Sohn Neapel und Sicilien, Sardinien und einige kleinere Besitzungen, der Erzherzog Karl die Lombardei er-

halten, Maximilian Emmanuels Sohn König von Spanien, Indien und den Niederlanden werden sollte.

Diesen Act der Diplomatie zerriß zwar, wie erwähnt, der Tod des jungen baierischen Prinzen. Allein die Diplomaten gingen rasch und fröhlich von Neuem an's Werk: im März 1700 schlossen England, Holland und Frankreich einen neuen Theilungsvergleich folgenden Inhalts: Erzherzog Karl soll Spanien, die Niederlande, Indien, der französische Dauphin Neapel und Sicilien, die spanischen Festungen an der Grenze von Toscana, die Markgrafschaft Finale, die spanische Provinz Guipuzcoa und Lothringen bekommen; der Herzog von Lothringen soll durch die Lombardei entschädigt werden. Dem Kaiser, der sich beharrlich weigerte, diesen Vertrag zu unterzeichnen, wurde der Beitritt innerhalb einer bestimmten Frist vorbehalten, nach deren vorgeblichem Ablauf der seinem Sohne zugedachte Antheil irgend einem Dritten übertragen werden sollte.

Der König von Spanien war empört über diese Zerreißung seiner Monarchie bei seinem lebendigen Leibe. Leopold behielt sich feierlich sein Recht auf das spanische Erbe in seiner Gesammtheit vor, und besonnene Politiker fragten umsonst nach zureichenden Gründen, aus welchen England und Holland sich der Vergrößerung Frankreichs so eifrig annähmen. Unter diesen Umständen hätte eine geschickte und überlegene Vertretung der österreichischen Interessen am spanischen Hofe es leicht genug dahin bringen können, daß ein königliches Testament zu Gunsten des Erzherzogs Karl das Gewicht der österreichischen Ansprüche in vielleicht entscheidender Weise vermehrt hätte.

Allein unglücklicher Weise war die diplomatische Ueberlegenheit auch dießmal auf der französischen Seite. Der alte Graf Bonaventura Harrach und neben, sowie später

nach ihm sein Sohn waren Oesterreichs Vertreter; ihnen stand der französische Gesandte Marquis Harcourt gegenüber. Der Letztere war ebenso gewandt und von einnehmender Höflichkeit, wie der österreichische Diplomat sich hochmüthig und verschlossen zeigte: Schritt für Schritt gewann der schlaue Franzose den schlüpfrigen Boden; und als Karl II. endlich am 1. November 1700, 39 Jahre alt, sein trauriges Erdenleben verließ, da lag zur größten Ueberraschung der Oesterreichisch-Gesinnten ein königliches Testament vor, welches Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des französischen Dauphins, oder dessen Bruder, den Herzog von Berry, und erst, falls diese sterben oder die Krone Frankreichs vorziehen sollten, den Erzherzog Karl zum Alleinerben der gesammten spanischen Monarchie ernannte. Papst Innocenz XII. hatte sich für diese Lösung der Frage ausgesprochen, und das päpstliche Gutachten soll für Karls II. Entschließung wo nicht maßgebend, so doch von großer Bedeutung gewesen sein.

In der That nahm Ludwig XIV. das Testament an, obgleich der Theilungsvertrag vom März 1700 für ihn vortheilhafter gewesen wäre, und sein Enkel, als Philipp V., zum spanischen König ausgerufen, wurde von der entschiedenen Mehrheit der spanischen Nation freudig anerkannt, auch von des Kaisers undankbarem Schwiegersohn Maximilian Emmanuel von Baiern, der ganz auf die französische Seite getreten war, die von ihm bisher verwalteten spanischen Niederlande der neuen Herrschaft übergeben.

Der schon über 60 Jahre alte Kaiser Leopold war durch die Nachricht von dem Testament des spanischen Königs tief erschüttert. Wohl hätte er sehnlich gewünscht, den Abend seines drangvollen Lebens ohne einen abermaligen, nach menschlicher Voraussicht langwierigen und furchtbaren

Krieg beschließen zu können. Er, dem die schwere Verantwortlichkeit für Menschenglück und Menschenleben allezeit vor der gottesfürchtigen Seele schwebte, der alle seine wichtigen Entschließungen unter der entscheidenden Mitwirkung religiöser Beweggründe zu fassen gewohnt war, er konnte es keinenfalls leicht nehmen mit der Entscheidung, die jetzt in seinen alten Tagen von ihm gefordert wurde. Die allgemeine Lage seiner Monarchie erleichterte ihm diese Entschließung am allerwenigsten. Wiederholte langjährige Kriege im Osten und Westen, verbunden mit den nur durch äußerste Anstrengung bezwungenen Unruhen und Bürgerkriegen in Ungarn, hatten die Kraft der Völker bis auf's Tiefste erschöpft; endlich war Friede geworden nach allen Richtungen, wie es bald nach Leopolds Regierungsantritt Friede gewesen war. Sollten alle Hoffnungen der unglücklichen, leidenden Menschheit auf einige Erholung von den Gräueln des Krieges abermals getäuscht werden? Zudem war der Zustand der österreichischen Armee ein höchst mittelmäßiger, der Finanzstand dagegen ein wahrhaft erbärmlicher. Die Gegner kriegerischer Entschlüsse konnten sogar die Behauptung wagen, man sei nicht im Stande, auch nur 15,000 Mann im Felde zu unterhalten. Allen diesen Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber vertrat Prinz Eugen von Savoyen mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß man Oberitalien und die Niederlande nicht in den Händen Frankreichs lassen könne, ohne die höchsten Lebensinteressen Oesterreichs und Deutschlands zu gefährden. Allein das entscheidende Gewicht legte des Kaisers persönliche Ueberzeugung von seinem wahrhaft guten Recht in die Wagschaale. Das durch französische Ränke erschlichene, einem schwachen, sterbenden König abgenöthigte Testament war in Leopolds Augen von gar keinem Gewicht gegenüber den

Reichsgrundgesetzen der spanischen Monarchie und gegenüber den feierlichen und rechtsverbindlichen Verzichtleistungen der nach Frankreich verheiratheten Töchter des spanischen Königshauses. Und mit gutem Grund konnte Leopold diesen rechtlichen Erwägungen die politische hinzufügen, daß das Gleichgewicht und die Ruhe Europa's jedenfalls in weit geringerem Grade bedroht erscheine, wenn das habsburgische Haus, wie bisher, den spanischen Thron einnehme, als wenn derselbe durch Philipps V. Thronbesteigung in den Kreis der französischen Machtfülle gezogen werde.

Und so entschied sich denn der bejahrte Kaiser, nach ernster und reiflicher Erwägung, aber ohne Wanken und mit der ganzen ihm eigenen zähen Willenskraft, für den Krieg. Es war der erste Krieg seines Lebens, den *er* seinerseits erklärte; in allen früheren Kämpfen war er auch äußerlich, nicht nur sachlich, der angegriffene Theil gewesen. Der Kaiser selbst äußerte, er habe die Sache täglich in seinem Gebete Gott vorgetragen, und fühle einen rechten Trieb und Inspiration zu diesem Kriege, so daß er an dem göttlichen Willen und Segen ferner nicht zweifeln könne.

Leopold stand bei der Kriegserklärung ganz allein: aber Prinz Eugen hoffte zuversichtlich, daß die Natur der Dinge und die politische Vernunft ihm mit der Zeit die Bundesgenossenschaft Englands und Hollands bringen müsse: auch war der große Feldherr durchdrungen von der Ueberzeugung, daß man den Krieg in Italien sogar ohne alle Bundesgenossen erfolgreich beginnen könne. Für's Erste mußte man sich jedenfalls entschließen, mit der höchstens auf 80,000 Mann sich belaufenden kaiserlichen Heeresmacht die ganze Last des ungeheuren Kampfes zu tragen. Vom deutschen Reiche war, wie gewöhnlich, weder politisches Verständniß noch kriegerische Hilfe zu erwarten. Zwar hatte der Kai-

ser das Haus Hanover durch Verleihung einer neuerrichteten neunten Kurfürstenwürde, und das Haus Brandenburg durch Abschließung des sogenannten Krontractates gewonnen, in welchem Leopold den Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich I., als König von Preußen anerkannte. Allein die Reichskreise wollten neutral bleiben, die Kurfürsten von Baiern und Köln dagegen waren erklärte Feinde des Kaisers und Bundesgenossen Frankreichs. Maximilian Emmanuel hatte seit dem Tode seines Kindes jede Erinnerung an die frühere enge Verbindung und langjährige Freundschaft mit dem Kaiser und dessen Haus zu den Todten geworfen: er scheute sich nicht, im Bunde mit Frankreich Deutsche gegen Deutsche in den Kampf zu führen, um seinem Groll wegen eines angeblich vorenthaltenen Heirathsgutes und Nichtbezahlung rückständiger Kriegskosten Befriedigung zu verschaffen. Und sein Bruder Josef Clemens, dessen Wahl zum Erzbischof von Köln Kaiser Leopold 14 Jahre früher mit aller Anstrengung gegen den Willen Frankreichs durchgesetzt hatte, nahm gleichfalls keinen Anstand, mit offenbarem Verrath dem Kaiser zu vergelten. Philipp V., der neue spanische König, war ein Schwestersohn der beiden baierischen Fürsten. Außerhalb des deutschen Reiches war zwar Wilhelm von Oranien mit dem Kaiser einverstanden, nicht aber das englische Parlament; Wilhelm war genöthigt, Philipp V. als König von Spanien anzuerkennen, stellte aber an Ludwig XIV. das Ansinnen, er möge den Kaiser durch einige Provinzen entschädigen und den beiden Seemächten (Holland und England) das Besatzungsrecht in den niederländischen Festungen einräumen. Als Ludwig jedes Entgegenkommen ablehnte, kam endlich im September 1701 die „große Allianz" zwischen dem Kaiser, Holland und England zu Stande.

Sie bezweckte, die spanischen Niederlande, das Reichslehen Mailand, die Königreiche Neapel und Sicilien, die Inseln im mittelländischen Meer und die spanischen Festungen in Toscana von der spanischen Erbschaft loszutrennen, auch nicht eher Frieden zu schließen, als bis die Seemächte die gewünschten Sicherheiten für ihre Handelsinteressen erhalten hätten und hinreichende Bürgschaft dafür gegeben sein werde, daß Frankreich und Spanien nie unter dem nämlichen Haupte vereinigt werden können. Die fehlende Geneigtheit der englischen Nation, für diese politischen Gedanken sich zu erwärmen, wußte Ludwig XIV. dadurch herbeizuführen, daß er diese Nation in ihren religiösen und politischen Leidenschaften auf's Empfindlichste verletzte. Als nämlich der verbannte König Jakob II. am 16. September 1701 starb, erkannte Ludwig, in Gemäßheit seines ihm gegebenen Wortes aber mit offenbarer Verletzung des Friedens von Ryswick, dessen Sohn als König von England an. Das englische Volk erblickte in diesem Schritt eine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten und einen Versuch, ihm die Stuarts und den Katholicismus wieder aufzudrängen; das Parlament genehmigte die von Wilhelm geschlossene Allianz und bewilligte in reichlichem Maße die Mittel zur Kriegführung. Wilhelms kurz darauf erfolgter Tod änderte die Sachlage nicht mehr; sein Werk war fest begründet. Der Kaiser, das Reich, Oesterreich, England und Holland standen vereinigt gegen Frankreich und Spanien mit seinen italienischen und niederländischen Besitzungen.

Es läßt sich gewiß nicht läugnen, daß Kaiser Leopold in dem begonnenen großen Kampfe das gute Recht und das wohlverstandene Interesse der Freiheit Europa's für sich hatte. Wäre es nicht ein habsburgischer Fürst, dem

solches Lob zu spenden ist, so würde ohne Zweifel die moderne Geschichtschreibung einstimmig sein in Ausdrücken der Begeisterung für die großen Entschlüsse und nicht minder großen Thaten, um welche es sich hier handelt. Allein die Abneigung gegen das Haus Oesterreich und gegen die von ihm vertretene Politik des positiven Rechtes ist bei gar Vielen so groß, daß die Stimme der Gerechtigkeit den Lärm der Leidenschaften nicht zu übertönen vermag.

Die Interessen der katholischen Kirche kamen bei diesem Kampfe nicht in Frage. Ludwig XIV. hatte sich zwar, nachdem er lange Zeit durch gewaltthätige Förderung des Gallicanismus jene Interessen geschädigt hatte, dem päpstlichen Stuhle wieder genähert; allein bei ihm handelte es sich nachher wie vorher in allen Dingen nur um die herzloseste Selbstsucht, und seine Verfolgung der französischen Protestanten war weder der katholischen Kirche nützlich, noch war sie von Ludwig selbst aus religiösem Fanatismus durchgeführt; sie war lediglich eine That des politischen Absolutismus. Andererseits war Leopold, so mild er im Allgemeinen gegen Andersdenkende verfuhr, die nicht zugleich Rebellen gegen ihn waren, in Gesinnung und Handlungsweise so durchaus katholisch, daß schon seine Persönlichkeit allein vollkommen genügte, um von der großen Allianz auch den entferntesten Schein einer antikatholischen Tendenz ferne zu halten.

Inzwischen hatte Prinz Eugen den Krieg durch geniale Thaten eröffnet. Nach einem kühnen und glänzenden Alpenübergang vom südlichen Tirol aus schlug er die Franzosen unter Catinat am 9. Juli 1701 bei Carpi, drängte sie hinter den Mincio; und als er von dem Herzog von Savoyen und dem französischen Marschall Villeroi am 1. September mit verstärkter Macht bei Chiari angegriffen

ward, schlug er die überlegenen feindlichen Streitkräfte abermals glänzend zurück. Nach diesem erfolgreichen ersten Feldzug überwinterten Eugens Truppen im Mantuanischen, die Franzosen im Mailändischen. Die erbärmliche Lage, in welche während dieses Winters die von Geld und allen Lebensbedürfnissen entblößte, von der elenden Wiener Finanzwirthschaft im Stich gelassene kaiserliche Armee gerathen war, hielt den großen Feldherrn nicht ab, auch die Kriegsgeschichte des Jahres 1702 wieder mit einer kühnen und gelungenen That einzuweihen. Am 30. Januar überfiel er das feindliche Hauptquartier Cremona, konnte sich zwar im Besitze der Stadt nicht behaupten, nahm aber den französischen Oberbefehlshaber Villeroi gefangen. Aber gleichwohl wurde er weder mit Verstärkungen, noch mit Geld hinreichend versehen, und nur die Langsamkeit Vendome's, der als Villeroi's Nachfolger auf dem Kriegsschauplatze erschien, rettete Eugen vor einem überlegenen Angriff; denn bereits standen die Feinde mit 90,000 Mann seinen 40,000 gegenüber. In der Schlacht bei Luzzara schrieben sich beide Theile den Sieg zu, und selbst dieses mittelmäßige Ergebniß war nur durch die größten Anstrengungen Eugens zu erreichen. Eugen begab sich in verzweifelter Gemüthsstimmung nach Wien, um entweder sein Commando niederzulegen oder einen Umschwung in der österreichischen Kriegsverwaltung herbeizuführen. Dieß Letztere gelang, zum Heile der Monarchie und Europa's; Kaiser Leopold ernannte im Jahre 1703 den Prinzen Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsraths.

Während der zwei italienischen Feldzüge hatte aber auch in Deutschland der Krieg begonnen. Der erst am 15. Mai 1702 von Seiten des Kaisers, Englands und der Generalstaaten erfolgten förmlichen und officiellen Kriegserklärung

gegen Frankreich und Spanien folgte im Juli die Abreise des römischen Königs Josef zu der unter dem Befehle des Markgrafen Ludwig von Baden stehenden Belagerungsarmee vor Landau. Josef zeigte persönlichen Muth und kriegerisches Feuer; am 10. September ergab sich die Stadt. Der Plan Ludwigs von Baden, nunmehr in Frankreich selbst einzufallen, wurde jedoch vereitelt durch die verrätherischen Thaten des Kurfürsten von Baiern, der am 8. September die Reichsstadt Ulm überfiel und sie nebst anderen Städten des schwäbischen Kreises besetzte. Am 6. October 1702 erfolgte endlich die Kriegserklärung des deutschen Reiches, und durch die am 14. October gelieferte Schlacht bei Friedlingen gelang es dem badischen Prinzen, die Vereinigung der Franzosen unter Villars mit dem Kurfürsten zu verhindern.

Im folgenden Jahre aber machte Maximilian Emmanuel im Bunde mit Frankreich den Versuch, Tirol zu erobern, und nur der preiswürdige Heldenmuth und die unbesiegliche Kraft des tirolischen Volkes hat diesen Stoß in's Herz der habsburgischen Monarchie glücklich abgewendet. Leopold mußte es erleben, daß er in diesem Jahre alle Früchte seiner langjährigen, angestrengten Thätigkeit auf's Spiel gesetzt, ja die Existenz seines Reiches und Thrones in der äußersten Gefahr sah. Tirol war von 1374 bis 1665 unter einer selbständigen Nebenlinie des österreichischen Hauses gestanden, und erst in letzterem Jahre Leopold I. heimgefallen: aber die Treue seiner Bewohner gegen das gesammte österreichische Fürstenhaus und ihr patriotischer Haß gegen jedwede Fremdherrschaft war gerade so lebendig und entschlossen, wie wenn sie jene drei Jahrhunderte unter der unmittelbarsten Führung der Kaiser zugebracht hätten. Tirol war die einzige Verbindung zwischen Oesterreich und Ita-

lien, da sonst überall die Republik Venedig dazwischen stand; es war auch in dieser Hinsicht sein Besitz von ganz entscheidender Bedeutung.

Im Mai 1703 erstürmte Villars die Pässe des Schwarzwaldes, warf die Reichsarmee hinaus, und vereinigte sich bei Tuttlingen mit dem baierischen Kurfürsten; ihr verbündetes Heer zählte 50,000 Mann; zugleich erhielt Vendome den Befehl, Tirol von Italien aus anzugreifen. Ueber Rosenheim und Kuefstein drang Maximilian Emmanuel in Tirol ein, und da von Seiten der Regierung, wie gewöhnlich, Alles herzlich schlecht bestellt und besorgt war, so konnte er schon am 2. Juli seinen Einzug in der Landeshauptstadt Innsbruck halten. Jetzt aber erhoben sich in Masse die Bewohner des südlichen Tirols, besetzten den Brenner, und hinderten die weiteren Fortschritte der Baiern. Gleichzeitig brach der Sturm des Aufstandes im Oberinnthal bei Landeck und Naudersberg los; in den Schluchten bei Landeck und Pruz richteten die Tiroler ein furchtbares Blutbad unter den Baiern an. Bald war ganz Tirol unter den Waffen: schon am 27. Juli mußte der Kurfürst Innsbruck wieder räumen; endlich rückten auch einige kaiserliche Truppen im Lande ein, und nach kurzer Zeit war die Festung Kuefstein Alles, was Maximilian Emmanuel noch von Tirol besaß. Gleichzeitig hatte Trient in heldenmüthigem Widerstand den Angriff Vendome's von Italien her erfolgreich zurückgewiesen, und auf die Nachricht von dem Schicksale der Baiern kehrte Vendome nach Italien zurück. Die Freude über diesen Ausgang der Dinge in Tirol wurde jedoch sehr getrübt durch eine Niederlage kaiserlicher Truppen bei Höchstädt, dem nämlichen Orte, wo sie im folgenden Jahre einen so entscheidenden Sieg erringen sollten, und ferner durch den Fall Breisachs, welches durch die Nachlässigkeit seiner

beiden Befehlshaber, Arco und Marsigli, nach kurzer Belagerung am 10. September, und Landau's, welches nach längerer Gegenwehr am 18. November in die Hände der Franzosen fiel.

Im Sommer des Jahres 1703 und im darauf folgenden Winter traten der Herzog von Savoyen und der König von Portugal der großen Allianz bei, und jetzt entschloß sich Leopold mit schwerem Herzen, seinen Sohn Karl nach Spanien zu senden. Es war ein großer Fehler, daß dieß nicht schon vor dem Tode des spanischen Königs geschehen war. Der Kaiser und der römische König verzichteten auf alle Ansprüche an die spanische Monarchie zu Gunsten des Erzherzogs, und erkannten ihn förmlich als König von Spanien an, worauf er über Holland und England am 7. März 1704 auf spanischem Boden eintraf.

Der neuernannte Hofkriegsrathspräsident, Prinz Eugen, diese festeste Stütze der Monarchie, hatte den Plan gefaßt, in dem Feldzug des Jahres 1704 einen entscheidenden Schlag in Baiern zu führen, und er vollzog diesen Gedanken mit der allezeit bewährten Ueberlegenheit seines großen Geistes. Bevor er zur Armee abging, verabredete er mit dem Kaiser, dessen vollstes Vertrauen er glücklicher Weise besaß, eine geheime Correspondenz mit Umgehung des gewöhnlichen Dienstweges. Der Kurfürst von Baiern hatte bereits Passau besetzt und bedrohte das Erzherzogthum Oesterreich selbst, wo sich die Bewohner in altbewährter Treue für ihr Fürstenhaus zum Kampfe rüsteten. Eugen verabredete nun mit dem englischen Feldherrn Marlborough, welcher seit dem Anfang des Krieges in Holland und am Niederrhein durch die träge Zauderpolitik der Generalstaaten von jeder großen und feiner würdigen Leistung abgehalten worden war, die Vereinigung ihrer Heere an der Donau. Marlborough er=

langte zwar von den Holländern nur die Einwilligung zu einer Bewegung gegen die Mosel; allein nachdem er einmal den Klauen der kleinen Geister entronnen war, entfalteten sich die Schwingen seines großen Talentes; am 12. Juni erfolgte die Vereinigung beider Heere bei Ulm. Auf die Nachricht hiervon brach Marschall Tallard mit bedeutenden Streitkräften aus Frankreich auf, um sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Inzwischen schlug Marlborough am Schellenberg bei Donauwörth den General Arco mit einem vorgeschobenen baierischen Truppencorps, und diese Niederlage zwang den Kurfürsten, sich auf Augsburg zurückzuziehen, von wo er mit Marlborough Unterhandlungen anknüpfte, um zur sichern Vereinigung mit Tallard Zeit zu gewinnen. Am 3. August fand diese Vereinigung statt, und jetzt brach der Kurfürst die Verhandlungen mit treulosem Hohne ab.

Eugen und Marlborough hatten nun vor Allem die Sorge, sich des Markgrafen von Baden zu entledigen, der mit Marlborough auf schlechtem Fuße stand und trotz seiner unzweifelhaften Tüchtigkeit kein rechtes Verständniß für die großen und entscheidenden Plane der beiden ihm geistig überlegenen Feldherrn zu gewinnen vermochte. Da sich der badische Prinz ganz besonders viel auf seine Belagerungskunst zu gut that, so gelang es, ihn zur Belagerung von Ingolstadt zu bestimmen. Mit seinem Abzug kehrte Einheit des Geistes und Gedankens im verbündeten Lager ein; am 13. August griffen Eugen und Marlborough die Franzosen und Baiern bei Höchstädt (Blenheim) an, und schlugen sie fast bis zur Vernichtung; 20,000 Todte und Verwundete, 11,000 Gefangene legten hievon beredtes Zeugniß ab.

Dieser große Sieg brach in ganz entscheidender Weise

die französische Uebermacht. Die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück, alle ihre Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Alliirten. Der deutsche Boden war vom Fremden befreit, Baiern wurde von Oesterreich besetzt, nur der Kurfürstin das Rentamt München zu ihrem Unterhalt überlassen; Landau, Trier und Trarbach fielen noch im Laufe des Spätsommers in die Hände der Alliirten.

Groß war Leopolds Freude, groß vor Allem sein Dank gegen Gott, aber nicht minder aufrichtig sein Dankgefühl gegen die beiden großen Feldherrn, welche mit dem Aufgebot aller materiellen und geistigen Kräfte, die ihnen zur Verfügung standen, diesen gewaltigen Umschwung in der Lage der Dinge herbeigeführt hatten. Marlborough wurde in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben.

Der folgende Winter verging in Kriegsrüstungen, deren Kosten natürlich vorzugsweise das eroberte Baiern zu tragen hatte. Uebrigens brachte es Marlborough auch dahin, daß der König von Preußen 8000 Mann nach Italien schickte, um auch dort in Vereinigung mit den österreichischen Truppen die kaiserliche Sache wieder emporzubringen. Dagegen erregte die Langsamkeit und Nichtsnutzigkeit der Wiener höheren und niederen Schreiber Eugens gerechten Unmuth schon wieder in solchem Grade, daß er seine Stelle als Hofkriegsrathspräsident niederlegte, was jedoch der Kaiser nicht annahm.

Dann begab sich Eugen zur Armee nach Italien, allein bevor er auf diesem Schauplatz eine neue Reihenfolge großartiger Thaten beginnen konnte, starb der Kaiser am 5. Mai 1705, nach einer Regierung von 47, im Alter von 65 Jahren.

Es war ihm vergönnt, die Erde in einem Augenblicke zu verlassen, wo sein großer Kampf gegen die Willkür, den

Uebermuth, die Rechtsverachtung, welche sich in der französischen Politik gewissermaßen verkörpert hatten, zu den glänzendsten Aussichten auf einen baldigen ruhmvollen Abschluß berechtigte. In den Hintergrund gedrängt, wo nicht vergessen, waren jetzt die ruhmlosen Friedensschlüsse von Nimwegen und Ryswick; ausgelöscht schien das Brandmal der Reunionen. Und wenn auch der erst im Jahre 1714 erreichte Friede nicht alle gerechten Erwartungen befriedigte, wenn er namentlich Spanien dem Hause Bourbon überließ und in Deutschland das Reichs-Elend nach wie vor fortdauerte — so viel war immerhin gewonnen, daß man die Ansprüche Frankreichs auf Universalmonarchie oder europäische Uebermacht als endgiltig besiegt betrachten konnte, während gleichzeitig der Kaiser Neapel, Mailand, Sardinien und die spanischen Niederlande als Preis des großen und langen Kampfes davontrug.

IV.

Ungarn.

Der aufrichtige Freund Oesterreichs findet Mühe, gegen Ungarn ruhig und gerecht zu bleiben. Der verschwenderischen Fülle natürlicher Güter, mit welchen Gott dieses Land gesegnet hat, dem Reichthum an körperlicher und geistiger Kraft, mit welcher seine Bewohner ausgestattet sind, der berechtigten und ehrenvollen Freiheitsliebe, welche einen Hauptgrund ihres Stolzes bildet, stehen als Schattenseiten gegenüber ein bis zur Ungezogenheit ungezügelter Hang nach Verschwörung und Empörung, der schon unsägliches Elend über das Land brachte, und ein Unverständniß für die Gesammtinteressen der Monarchie, ohne welche Ungarn Nichts

ist, ein Unverständniß so großartiger und bleibender Natur, daß es bis auf die heutige Stunde in durchaus unvermindertem Grade fortdauert und mehr als ein Concordat und zwei unglückliche Kriege zu der schwer geschädigten Stellung beiträgt, welche Oesterreich gegenwärtig in Europa einnimmt.

Auch während der langen und bedeutungsvollen Regierung Kaiser Leopolds I. hat Ungarn einen großen, wo nicht den größten Theil der Regentensorgen gebildet, und Ströme von Blut sind geflossen, wo durch Vernunft und Mäßigung die gedeihlichste Entwicklung hätte stattfinden können.

Die ungarischen Wirren zeigen ihre erste eigentlich drohende Andeutung in der Kunde, welche der österreichische Botschafter Walter Leslie zu Anfang 1666 aus der Türkei nach der Kaiserstadt an der Donau zurückbrachte. Der Großvezier in Constantinopel und der Vezier in Ofen ließen dem Kaiser sagen, er habe nur wenig getreue Leute in Ungarn; Manche von ihnen wünschten der Pforte zu huldigen, die Türken in den Besitz der ungarischen Bergstädte zu setzen. Und diese Behauptung der türkischen Regierungsmänner war durchaus in Wahrheit gegründet; es herrschte in Ungarn eine tiefe, weit verbreitete meuterische Unzufriedenheit.

Schon aus alter Zeit schrieb sich diese Stimmung her. Die ungarische Verfassung, ein Compromiß deutschen Feudalwesens und asiatischer Kastenherrschaft, gab den politischen Intriguen, dem Ehrgeiz und den Privatinteressen der Einzelnen freien Spielraum; ein eigentliches Bürgerthum wollte nicht gedeihen, weil die magyarischen Adeligen und leibeigenen Bauern ein solches nicht begründen konnten, während Oesterreich es nicht verstand, mit gehörigem Nach-

druck zu germanisiren. In den langen und unglücklichen Türkenkriegen war das Land verarmt, das Volk verwildert, die Adeligen jeder Zucht und Gesetzlichkeit entwöhnt worden. Der Haß zwischen Deutschen und Ungarn war so groß, daß nur die Furcht vor den Türken das Land unter der österreichischen Herrschaft erhalten konnte. Zu diesen Gründen allgemeinerer Natur kamen die Klagen über die Zuchtlosigkeit und die Bedrückungen der deutschen Soldaten, und jene über religiöse Verfolgung. Der Protestantismus hatte auch in Ungarn ziemlich ausgedehnte Verbreitung gewonnen, und es war nach den besonderen Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten des Landes den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. nicht gelungen, auch hier wie in den österreichischen Erblanden die Einheit des christkatholischen Glaubens wieder herzustellen. Und doch ging der Protestantismus gerade in Ungarn beständig Hand in Hand mit dem Landesverrath, mit dem Buhlen um osmanische und französische Gunst. Die katholischen Grundherren ihrerseits wirkten dem Protestantismus nicht nur mit gerechten und gemäßigten, sondern auch mit gewaltsamen und willkürlichen Maßregeln entgegen. Endlich klagten die Ungarn auch, und nicht ohne Grund, über Verletzung ihrer Verfassung. Schon seit Jahren, so namentlich 1658 und 1661, hatte die österreichische Regierung statt eines Reichstages nur eine Scheinvertretung der Stände, einzelne nicht von der Nation erwählte, sondern von der Krone ernannte vornehme Adelige und Geistliche zur Berathung über die Angelegenheiten des Landes unter dem Vorsitz deutscher Minister als königlicher Commissäre einberufen. Auch der Friede von Vasvar war entgegen dem Gesetz und früherer Uebung, ohne Beirath der Ungarn abgeschlossen worden; erst nachträglich wurden einige Adelige und Geistliche nach

Wien berufen, um ihnen von dem Inhalt des Friedensschlusses Kenntniß zu geben und dessen Nothwendigkeit auseinanderzusetzen. Der Aufenthalt dieser Magnaten zu Wien steigerte ihr Mißtrauen und ihre Erbitterung, zumal sie durch mancherlei verletzende Reden unnöthiger Weise in ihrem Stolze gekränkt wurden. Sie verlangten die Zurückführung der ungarischen Krone, die während des Krieges nach Wien gebracht worden war, und die Regierung schickte die Krone nach Preßburg zurück; das weitere Begehren um Entfernung aller deutschen Truppen war ein unsinniges, da die Regierung die Grenze nicht bloßstellen konnte und die Ungarn nicht im Stande waren, ihr Land selbst zu vertheidigen. Um diese Zeit fand Niklas Zriny, Ban von Croatien, seinen Tod auf der Jagd; mit ihm verloren die Ungarn den hervorragendsten Mann, einen talentvollen, hochgebildeten, vom Volke geliebten, von seinen Standesgenossen geehrten Magnaten, eine Verkörperung des magyarischen Nationalcharakters. Er war ehrgeizig und gewaltthätig, aber frei von jeder Liebäugelei mit den Türken, vielmehr deren furchtbarster und auch gefürchtetster Feind. Nach seinem Tod entbehrten die Ungarn eines politischen und militärischen Führers von hoher Einsicht, und die Leitung des Volkes ging in minder begabte Hände über. So war des Verstorbenen Bruder Peter Zriny, der ihm als Ban von Croatien nachfolgte, zwar ein guter Soldat, aber ohne den Verstand und die Kenntnisse des Niklas. Der Palatin Graf Franz Wesseleny war zwar ein vaterlandsliebender, dabei vorsichtiger und zur Gesetzlichkeit geneigter Mann, aber seine Anhänger suchten ihn auf der schiefen Bahn vorwärts zu treiben; insbesondere hetzte an ihm seine schöne und leidenschaftliche Gattin, die Gräfin Anna Maria Scecsy, und es scheint nach den Zeugnissen bewährter zeit-

genössischer Geschichtsforscher, daß der Palatin nur durch seinen bald eingetretenen Tod vor einer eigentlich verbrecherischen Laufbahn bewahrt wurde. Der Graf Nadasdy, Judex Curiä oder oberster Land- und Hofrichter, ein reichgebildeter, hochbegüterter und für Ungarn begeisterter Edelmann, war eitel, hochmüthig und ehrgeizig, und dadurch der Verlockung zu jeder thörichten und verbrecherischen Handlung ausgesetzt; er war geheimer Rath und die österreichische Regierung hoffte und strebte lange Zeit, durch ihn in versöhnendem Sinne auf die ungarischen Wirren einzuwirken; schließlich sah man sich in schlimmster Weise enttäuscht. Den ersten Stachel der Feindschaft und Rachsucht scheint in Nadasdy's Seele der Umstand eingedrückt zu haben, daß es ihm nach Wesseleny's Tod nicht gelang, die heiß erstrebte Würde des Palatins, des ungarischen Vicekönigs, zu erreichen. Leopold versagte ihm dieses Amt nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil man in Wien die Absicht hatte, die vielfach lästige und zu ungarischem Größenwahnsinn aufstachelnde Stelle vorerst unbesetzt zu lassen und wo möglich im Laufe der Zeit ganz aus der Welt zu schaffen. Neben diesen hervorragenden Männern stand noch in untergeordneter Reihe Peter Zriny's Schwager, der junge und reiche Edelmann Franz Frangepani; seine Schwester, die Gattin Zriny's, war von Ehrgeiz, sowie von Haß gegen Oesterreich und gegen die Deutschen erfüllt; auch sie hetzte, sofern es noch nöthig war, an den Männern.

Im Jahre 1665, bei der Verlobung der nachher so berühmten Helena Zriny, der Tochter des Bans, mit dem jungen Rakoczy, dem Sohne des früheren siebenbürgischen Großfürsten, fand die erste verschwörerische Besprechung statt; im folgenden Jahre wechselten die Häupter einen Bundesbrief aus, in welchem sie gelobten, bei dem betrüb-

ten Zustand ihres Vaterlandes sich nicht zu verlassen, sondern gegenseitig zu unterstützen. Noch in diesem Jahre berief der Palatin eine Zusammenkunft der Unzufriedenen nach Murany, dem Schlosse seiner Frau; hier wurde schon beschlossen, sich in türkischen und französischen Schutz zu begeben und den Türken einen Tribut anzubieten. Von jetzt an wurde mit dem französischen Gesandten Gremonville in Wien zu dem Zwecke verhandelt, daß Ludwig XIV. Ungarn in seinen Schutz nehmen, mit dem Kaiser Krieg anfangen und Geld zu Werbungen schicken solle. Ludwig XIV. mißbrauchte die Verräther und ließ sie schließlich im Stich, wie sie es verdienten. Der Palatin Wesseleny suchte jedoch umzukehren, als die hitzigeren Verschworenen so offen die Bahn des Verbrechens betraten; namentlich als ein gewisser Witnedy mit dem Plane hervortrat, den Kaiser, als er seiner spanischen Braut entgegenreiste, entweder umzubringen oder als Gefangenen in's Innere des Landes zu führen und dann mit ihm wegen der ungarischen Freiheiten zu verhandeln. Gleichwohl schlossen Wesseleny, Nadasdy und Zriny sogar während der kaiserlichen Hochzeitsfestlichkeiten, welchen sie Alle zu Wien anwohnten, unterm 19. December 1666 ein engeres Bündniß, um „Alles Ersprießliche zu bedenken und Keiner ohne des Andern Vorwissen Etwas zu unternehmen." Im März 1667 hatten die Abgeordneten der 13 Comitate Oberungarns eine gesetzmäßige sogenannte Palatinalversammlung zu Neusohl, welche von den Verschworenen benützt wurde, um die Uebrigen zu heftigen Reden und Anträgen zu reizen und nachher noch unter sich, 13 an der Zahl, zusammenzubleiben. Ein neuer Bundesbrief wurde aufgesetzt, ein Heer sollte kraft des ungarischen Rechtes der politischen Selbsthilfe aufgeboten, Siebenbürgen und die Pforte um Hilfe angegangen werden; mit den Waffen

in der Hand müsse man dem König die Bedingungen vorschreiben, unter welchen er die Krone behalten dürfe; wolle er nicht, so sei Krieg die Losung. Inzwischen starb der Palatin, und von jetzt an sind Nadasdy, Zriny und Frangepani die Führer der Verschworenen. Unter ihnen hatte Nadasdy, wenn auch ein Verbrecher, doch noch höhere politische Absichten; die beiden Andern waren gemeine Abenteurer. Auch der junge Rakoczy, Zriny's Schwiegersohn, neigte zu den Verschwörern, gegen den entschiedenen Willen seiner Mutter, die sich mit dem Hause Oesterreich aufrichtig ausgesöhnt hatte. Zriny knüpfte außerdem Verbindungen an mit dem Grafen Hans Erasmus von Tattenbach, einem der reichsten Herren in Steiermark, um durch dessen Einfluß auch in diesem Lande, sowie in Kärnthen und Krain einen Aufstand herbeizuführen. Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, trieben die Verschworenen in den nächsten Jahren ihre Sache mit wenig Klugheit und Geschick weiter, ohne es gleichwohl zu einem Losbruch bringen zu können. Die Türken wollten nichts mit ihnen zu schaffen haben, und der Franzose in Wien wollte sich und seinen Herrn nicht blosstellen; doch erhielt Zriny von Gremonville einige tausend Gulden, während Nadasdy Solches nicht begehrte. Da erhielt im Jahre 1668 die österreichische Regierung durch Vermittlung eines türkischen Dolmetschers die erste Nachricht von der Verschwörung; gleich nachher machte auch die Wittwe des Palatins ihren Frieden mit den Regierenden, und bekannte wenigstens einen Theil des Geschehenen; endlich trat aus den Reihen der Verschworenen noch ein eigentlicher Verräther in der Person des Laslo Fekete auf. Die Regierung beschloß, vorsichtig zu handeln, Nichts zu überstürzen, zu thun, als ob sie von Allem Nichts wüßte, Niemanden zu verhaften. Nadasdy wurde nach Wien be-

rufen, unter dem Vorwand, man wolle seine Meinung über die Einberufung des Landtags hören; er rieth davon ab und wurde unbehelligt wieder entlassen. Im folgenden Jahre 1669 wurde auch Zriny nach Wien berufen, um über die Zustände in Ungarn zu berichten; er war feige genug, als Denunciant gegen Nadasdy aufzutreten. Der Kaiser und Lobkowitz hätten gern Beide, namentlich aber Nadasdy gerettet; allein den verblendeten Ungarn war nicht zu helfen. Nadasdy kam zwar, von Zriny's Anklage im Allgemeinen unterrichtet, im October 1669 nach Wien, warf sich dem Kaiser zu Füßen, gestand Vieles, beschönigte Alles, läugnete Manches, und wurde bei Alledem gnädig aufgenommen; nach Anweisung des Fürsten Lobkowitz reichte er dann dem Kaiser eine Denkschrift über das Geschehene ein, und der Kaiser gewährte ihm Ende November 1669 vollständige Verzeihung.

Allein inzwischen betrieb Zriny förmliche Rüstungen und leitete sinnlose Umtriebe in Polen ein, an dessen König Wisnowieczky er einen geheimen Gesandten schickte, um ihn vor der Heirath mit einer österreichischen Prinzessin zu warnen. Die darauf erfolgte Vermählung des Königs mit des Kaisers Schwester Eleonora konnte Zriny zeigen, was er in Polen zu bedeuten habe; auch Ludwig XIV. ließ Nichts mehr von sich hören. Zriny verließ sich auf die Türken und auf die eigene Kraft; er wollte erblicher Fürst von Croatien unter osmanischem Schutze werden. Zriny und Frangepani sollten in Croatien, der junge Rakoczy in Oberungarn, Tattenbach in Steiermark losschlagen. Gleichzeitig traute aber Zriny seiner Sache selbst nicht, und suchte sich durch geheime Verhandlungen mit Wien die Hinterthüre einer bedingungsweisen Unterwerfung offen zu halten.

Allein die Regierung, überzeugt von der Unmöglichkeit,

mit Zriny und seinen Genossen jemals zu einem aufrichtigen Frieden zu gelangen, hatte inzwischen ihre Vorbereitungen getroffen. Im April 1670 sahen die Verschworenen dieß ein, als sich das Netz der kaiserlichen Truppen über ihnen zusammenzog. Jetzt suchten sich Zriny und Frangepani durch das Anerbieten bedingungsloser Unterwerfung, Tattenbach suchte sich durch Verrath gegen Zriny zu retten. Es war jedoch zu spät; auch blieb die türkische Hilfe, welche den Rebellen, ob ernsthaft oder nicht, versprochen worden war, abermals aus. Feldwachtmeister Spankau rückte in der Mitte April 1670 mit seinen Truppen vor Csakathurn, wo Zriny zu wohnen pflegte; er und Frangepani waren bereits entflohen. Sie gingen nach Wien, um sich dem Kaiser zu stellen; am 18. April wurden beide verhaftet; Zriny's Frau und Tochter wurden in Csakathurn als Gefangene behandelt. Tattenbach war schon am 22. März, ohne besonderen Befehl von Wien, auf Veranlassung der steiermärkischen Regierung in Graz verhaftet worden.

Zriny und Frangepani wurden nun, obgleich sie ungarische Magnaten waren, vor ein österreichisches Gericht gestellt, weil sie sich gegen die österreichischen Erblande vergangen hatten und auf österreichischem Boden ergriffen waren; auch war Zriny als Landstand in Steiermark und Krain dem österreichischen Recht unterworfen. Der Hofkanzler Hocher führte die Untersuchung.

Während die Verschworenen in Croatien und Steiermark von ihrem verdienten Schicksale ereilt wurden, hatte der junge Rakoczy in Oberungarn wirklich losgeschlagen. Er brachte zwar eine Rotte von 10,000 Mann zusammen, allein die eigene Mutter verschloß ihm in Munkacs die Thore und ließ auf seine Truppen feuern; als General Spork mit kaiserlichen Truppen anrückte, liefen die Rebellen

auseinander, und Rakoczy floh zu seiner Mutter. Jetzt wurde vom Grafen Rottal als königlichem Commissär ein Untersuchungsgericht in Leutschau eröffnet und die Wittwe des Palatins Wesseleny bekannte am 20. August 1670 auf ihrem Schlosse Murany dem Commissär Grafen Volkra den ganzen Verlauf der Verschwörung, und lieferte sämmtliche darauf bezügliche Papiere aus.

Hiedurch war nun Nadasdy, der seither unbehelligt auf seinem Schlosse Pottendorf bei Baden in Unterösterreich gelebt hatte, auf's Schwerste compromittirt. Rottal forderte geradezu seine Verhaftung, weil sich herausgestellt hatte, daß Nadasdy noch im Winter 1669 auf 1670, nachdem er Treue gelobt und vom Kaiser Verzeihung erhalten hatte, mit den Verschworenen in Oberungarn in Verbindung geblieben war. Am 3. September wurde er von 200 Dragonern in seinem Schlosse gefangen genommen und nach Wien gebracht, wo nun auch gegen ihn der Hochverrathsprozeß eingeleitet ward; auch für diesen Fall ward als Untersuchungsrichter der Hofkanzler Hocher bestellt.

Als die Untersuchung geschlossen war, wurde zur Verhandlung und Entscheidung, wie dieß bei Hochverrathsfällen zu geschehen pflegte, ein besonderer Gerichtshof, ein sogenanntes delegirtes Gericht eingesetzt. Es wurden vom Kaiser Reichshofräthe, Hofkriegsräthe, Räthe der Regierung ohne Unterschied des Standes und der Religion berufen: der Hofkanzler Hocher war Vorsitzender. Die Verhandlung des Prozesses Nadasdy dauerte vom 30. December 1670 bis 20. April 1671, jene des Prozesses Zriny-Frangepani vom 14. Februar bis zum 16. April 1671. Im ganzen Prozeß wurden alle Formen des gemeinen und des österreichischen Rechtes genau eingehalten; Nadasdy entsagte übrigens aller Verantwortung und Vertheidigung und unter-

warf sich ganz der Gnade des Kaisers; Zriny dagegen verlangte, als ungarischer Magnat nach den Gesetzen seines Landes gerichtet zu werden, was der Gerichtshof aus den oben schon erwähnten Gründen zurückwies. Das Urtheil ging gegen alle drei Angeklagte auf Entsetzung von Aemtern und Würden, Confiscation des Vermögens, Tod durch Enthauptung und Abhauen der rechten Hand. Die Acten wurden alsdann noch, wie es die Landgerichtsordnung Ferdinands III. vorschrieb, der „geheimen Stelle“ oder „geheimen Conferenz“ vorgelegt, welche, aus einer größeren Anzahl von Ministern, Hofbeamten und Generalen bestehend, unter dem Vorsitz des Fürsten Lobkowitz nach abermaliger Prüfung der Sache die Bestätigung des Urtheils durch den Kaiser beantragte; nur wenige Stimmen waren für Milderung. Die Strafschärfung des Handabhauens hatte der Kaiser erlassen, die Enthauptung ward am 30. April 1671 vollzogen.

Tattenbach war inzwischen als Gefangener in Graz gesessen und mit Beobachtung der Vorschriften der steirischen Landgerichtsordnung processirt worden. Die innerösterreichische Regierung und Kammer, welche das urtheilende Gericht bildete, erachtete den Beweis des Hochverraths nicht als vollständig geliefert, und erkannte nur auf Entsetzung von allen Diensten, Geldstrafe und Gefangenschaft. Die zweite Instanz, der geheime Rath von Innerösterreich, erklärte dagegen Tattenbach des Hochverraths und Landesverraths schuldig und erkannte demgemäß auf Todesstrafe und Vermögensconfiscation. Dieses Urtheil wurde, nach abermaliger Prüfung durch die geheime Conferenz in Wien, vom Kaiser bestätigt und am 1. December 1671 vollzogen. Tattenbach endete schmählich, in feigster Muthlosigkeit, auch noch vom Scharfrichter durch ungeschickte

Hiebe entsetzlich zerfleischt; die Anderen waren gestorben als Männer.

So fielen die Häupter der ungarischen Verschworenen. Zriny's Tochter Helena vermählte sich nach dem frühen Tode ihres ersten Mannes Rakoczy mit Emerich Tököly, war an seiner Seite die Hauptlenkerin des späteren ungarischen Aufstandes, folgte ihrem Manne in die Verbannung, und starb arm und elend in Klein-Asien.

Kaiser Leopold, von Natur mild und durch christliche Frömmigkeit zur nachsichtigen Beurtheilung Anderer angeleitet, hatte in den letzten Jahren durch Undank und Treulosigkeit der Menschen viel zu leiden gehabt. Nicht lange zuvor hatte er es erleben müssen, daß sein erster Minister Fürst Auersperg sich als feiler Bettler um die Gunst des Auslandes vor seinen Augen enthüllt hatte, und die lange Geschichte der ungarischen Verschwörung hatte ihm die vornehmsten Häupter dieses Volkes, Männer, welche er mit Gunst und Ehre überhäuft hatte, als treulose Aufrührer und gemeine Landesverräther gezeigt. Mochte die österreichische Regierung ihre Fehler begangen haben: das Verhalten der Angeklagten, ihre Verbindung mit allen Todfeinden des Reiches, war nimmermehr zu entschuldigen. Leopold ließ daher der Gerechtigkeit ihren Lauf, und ich wage es nicht, ihn darum zu tadeln. Menschen, welche um ihrer Herrschsucht und politischen wie sonstigen Leidenschaft willen keinen Anstand nehmen, Tausende ihrer Mitmenschen in's Unglück zu stürzen — sie können sich nicht beklagen, wenn es gegebenen Falles auch bei ihnen selbst um den Kopf geht.

Uebrigens hatte der Kaiser sich nur schwer entschlossen, an die Schuld der Verschworenen, namentlich an jene Nadasdy's, zu glauben. In den Briefen an seinen damaligen

Gesandten beim spanischen Hof, den Grafen Pötting, spricht der Kaiser zuerst nur von Zriny's Schuld, der den Türken gehuldigt und die Herrschaft über Croatien unter ihrem Schutz angestrebt habe. Die Sache dünkt dem Kaiser noch wie ein böser Traum, allein er kann sich der Wahrheit nicht verschließen, und bemerkt bitter: „ich will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen, daß die Köpfe wegspringen sollen.“ Erst später fügt er in Bezug auf Nadasdy schmerzlich bei: „Gewiß ist, daß er origo omnis mali; wie hat er uns Alle betrogen, indem man fast das meiste Kapital auf ihn gemacht hat.“ Und schließlich meldet er mit sichtlichem Widerstreben: „Endlich habe ich müssen dem Recht seinen Lauf lassen.“

Allein der Kaiser ließ die Ereignisse nicht nur über sich ergehen, sondern sie hatten ihn zu dem großen und wichtigen Entschluß gebracht, die Verfassungs- und Regierungsform in Ungarn zu ändern, oder, wie er selbst sich ausdrückte, „in Ungarn eine andere Einrichtung zu treffen.“ Inwiefern Lobkowitz, der damals noch an der Spitze der Geschäfte stand, an diesem Gedanken Antheil nahm oder auf denselben einwirkte, läßt sich nicht mit genügender Sicherheit beurtheilen: gewiß ist, daß die von jetzt an in den nächsten Jahren gegen Ungarn befolgte Politik, die Politik des Gesammtstaats, der persönlichen Ueberzeugung des Kaisers in vollstem Maße entsprach.

Vor Allem wurden harte Maßregeln ergriffen gegen die protestantischen Prediger, welche unläugbar das Meiste dazu beigetragen hatten, die Unzufriedenheit zu schüren und das Volk zur Empörung vorzubereiten; eine Anzahl von ihnen wurde zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt unter der Bedingung, daß sie ihr Amt niederlegen und keine Schulen halten; übrigens wurde den Untersuchungscom-

missionen, namentlich jener zu Preßburg, von Wien aus nachdrücklich eingeschärft, nicht wegen des Glaubens, sondern nur wegen Landesverraths gerichtliche Verfolgung eintreten zu lassen.

Am 30. März 1672 ließ der Kaiser durch Lobkowitz eine geheime Conferenz in engstem Kreise berufen, um über die Grundlagen der in Ungarn einzuführenden Veränderungen zu berathen. Die Conferenz beantragte eine ungarische Centralregierung, an deren Spitze ein Gouverneur mit elf Räthen, Deutschen und Ungarn, stehen solle: dieser Behörde soll die gesammte Verwaltung in allen kirchlichen, politischen, militärischen, finanziellen und gerichtlichen Dingen anvertraut werden: das ungarische Palatinat soll suspendirt, die übrigen Aemter und die Gerichtshöfe vorerst belassen werden. Gleichzeitig sollte der Reichstag in eine bloß berathende Körperschaft verwandelt, das Recht der Gesetzgebung an die Krone gezogen werden.

Einer Commission von Theologen wurde die Frage vorgelegt, ob der Kaiser noch an die ungarische Verfassung gebunden sei, oder ob die Ungarn als Nation sich empört und dadurch ihre Rechte und Freiheiten verwirkt haben. Sie entschieden, nachdem ihnen der Hofkanzler Hocher den Verlauf der Empörung vorgelesen hatte, einstimmig für die Verwirkung. Eine über die gleiche Frage eingesetzte politische Commission sprach sich auch vom juristischen Standpunkt in gleichem Sinne aus, rieth jedoch, eine öffentliche Erklärung in diesem Sinne noch zu verschieben und sich vorerst mit Einziehung der Steuern zu begnügen.

Kaiser Leopold, über dessen absolutistische Neigungen die absolutistischen Söhne der Jetztzeit so gern und leichtfertig absprechen, nahm diese Frage im höchsten Grad gewissenhaft. Die Gutachten der Conferenz, der Theologen,

des leitenden Ministers befriedigten ihn noch nicht: er befahl, noch mehrere Theologen aus verschiedenen Orden über die betreffenden Punkte zu befragen und zugleich nicht nur die Rechtsfrage, sondern namentlich auch die Thatfrage, ob sich der größere Theil der Ungarn und ihrer Führer an der Empörung betheiligt habe, ausführlicher zu erörtern. Es folgten nun eingehende Berathungen über die Amtsgewalt des neu zu bestellenden Gouverneurs, über die Instruction für denselben, und, was eine Hauptsache war, über die Besetzung dieses Amtes sowie der Rathsstellen mit den richtigen Personen. Der Erzbischof Szelepcheny von Gran, Primas des Reiches und seit zwei Jahren Statthalter, in Treue bewährt, aber durch und durch Magyare, kam in Vorschlag neben dem Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringer, einem deutschen und erprobten Diener des kaiserlichen Hauses. Der Kaiser entschied für den Letzteren, unbeirrt durch des Erzbischofs Zürnen. Mit Patent vom 4. März 1673 wurde der ungarischen Nation die Errichtung eines Gouvernements und die Einsetzung eines Gouverneurs verkündet; von dem Verhältniß der neuen Einrichtung zur alten Landesverfassung war dabei nicht die Rede. Es scheint, daß man die letztere nicht durch förmlichen Staatsstreich aufheben, sondern ihren Bau allmälig durchbrechen wollte. Der Gouverneur wurde am 13. März 1673 in feierlicher Weise in sein Amt eingeführt, nachdem er am 8. März den Eid als Gubernator des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer abgelegt hatte.

Der Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar Ampringer war nach der milderen und wohl richtigeren Ansicht ein ehrenhafter, strenger Mann, erfahren in politischen Dingen, ein tapferer General, von seinem Orden aus an Recht und Ordnung gewöhnt, dabei mild im Umgang und

voll Erbarmen für das Volk. Allein er brachte es in seinem neuen Amte zu keiner durchgreifenden Wirksamkeit, und mußte, gleich Vielen vor und nach ihm, die Erfahrung machen, daß in Ungarn überhaupt und namentlich ohne Beirath und Beihilfe der Nation schwer durchzukommen sei. Auch wurde die Stellung des neuen Guberniums von Anfang an nicht nach Gebühr berücksichtigt, indem der Hofkriegsrath zu Wien nach wie vor seine Gewalt über das Militär in Ungarn ausübte, auch die ungarische Hofkanzlei Befehle an die Gespanschaften schickte, ohne das Gubernium zu fragen; auch die kaiserlichen Erlasse gingen nach altem Brauch an die ungarische Hofkanzlei, statt an das Gubernium; ja die ungarischen Räthe bekamen nicht einmal regelmäßig ihre Besoldung ausbezahlt. Ampringer schrieb, erbittert über solche Zustände, unterm 16. December 1673 an Lobkowitz: „Soll das der Anfang meines Amtes und der Abhilfe sein, die mir versprochen wurde? Das wird und muß Gott strafen, wenn man mit ehrlichen und treuen Leuten so vorgehen will. In welche Mißachtung muß ich dadurch kommen; da mag ein Anderer hier dienen, nicht ich.“ Die Ungarn ihrerseits zogen von jeher ihre eigenen schlechtesten Zustände auch der vortrefflichsten Veränderung von deutscher Seite vor: um so mehr haßten sie das absolutistische Gubernium. Man hatte in Wien übersehen, daß die Verhältnisse Ungarns nicht nach dem Maßstabe irgend eines andern Kronlandes zu beurtheilen waren. Als daher die flüchtigen ungarischen Edelleute sich abermals um die Hilfe der Türken bewarben, als die protestantischen Prediger fortfuhren, das Volk zum Widerstande aufzustacheln, da schritt die Regierung von Neuem mit den strengsten Maßregeln ein. Die Beschuldigungen gegen die Protestanten, das Volk zur Empörung aufgefordert, Schmäh-

schriften gegen den König verbreitet, Einverständnisse mit den Türken unterhalten zu haben, waren vollständig in Wahrheit begründet. Man muß es deßhalb zwar beklagen, kann es aber nur erklärlich und entschuldbar finden, wenn von einer Anzahl zum Tod verurtheilter und begnadigter protestantischer Prediger 29 nach Triest, 41 nach Neapel auf die Galeeren kamen. Schweden und Brandenburg verwendeten sich für dieselben, allein der Kaiser war in seinem vollen Recht, wenn er antwortete, sie seien nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen ihrer Empörung gestraft worden.

Uebrigens fuhr die Wiener Regierung fort, in Ungarn Fehler zu begehen; denn der Gubernator mußte wiederholt um bessere militärische Disciplin, Abstellung der Soldatenexcesse und größere Freiheit in religiöser Hinsicht bitten. Inzwischen war Fürst Lobkowitz gefallen; der Kaiser, durch die wiederholten traurigen Erfahrungen mit seinen ersten Ministern im Vertrauen gegen die Menschen erschüttert, suchte die Zügel der Regierung von jetzt an im Wesentlichen allein zu lenken und hatte sich damit eine Last aufgebürdet, welche trotz seiner großen und regelmäßigen Arbeitsamkeit in mancher Beziehung für ihn zu schwer war. Nach dem im Jahre 1674 erfolgten Bruche mit Frankreich erneuerten sich die französischen Umtriebe in Ungarn wie die landesverrätherischen Verbindungen der Ungarn in Paris, und der französische Gesandte in Polen schloß im Jahr 1677 einen förmlichen Vertrag mit „dem Fürsten von Siebenbürgen und seinen Conföderirten." Aufruhr und Bürgerkrieg dauerte in dem unglücklichen Lande, bald in stärkerem, bald in geringerem Grade, von Jahr zu Jahr fort. Der friedliebende Großvezier Achmed Köprili war gestorben, und sein Nachfolger Kara Mustafa bereitete sich zum

Kriege mit Oesterreich vor. Von Neuem ließen sich die Ungarn von Oesterreichs Feinden in Ost und West mißbrauchen, um die Lebenskraft der Monarchie zu schädigen, deren Bestand die Grundbedingung ihrer eigenen Existenz ist. Sollten die Ungarn je einmal russisch oder preußisch werden, dann erst würden sie zu spät einsehen, wie politisch es gewesen wäre, gut österreichisch zu sein.

An die Spitze der unzufriedenen, aufrührerischen Elemente in Ungarn stellte sich nunmehr, von Frankreich, Polen und der Türkei unterstützt, Emerich Graf Tököly, später Helena Zriny's Gemahl, ein in vielfacher Hinsicht ausgezeichneter Mann voll Heldenmuth, Kühnheit und Geistesgröße, reich an Kenntnissen, aber auch reich an Leidenschaft. Er war von Jugend auf im Hasse Oesterreichs erzogen, schon als 15jähriger Jüngling unmittelbar nach der Nadasdy-Zriny'schen Verschwörung mit genauer Noth nach Siebenbürgen entflohen, wo er des Fürsten Apafi höchste Gunst gewonnen hatte, und gab jetzt, unter den für Oesterreich in so ungünstiger Weise veränderten Umständen, der Empörung einen Schwung und eine Bedeutung, wie sie dieselbe nie zuvor besessen hatte. Eine im Jahre 1678 nach Preßburg berufene Versammlung ungarischer Magnaten trug nur dazu bei, den Stand der Dinge zu verschlimmern, indem der starre und heftige Hofkanzler Hocher in gänzlich unpolitischer Weise auch gegen die treuen Ungarn auftrat, so daß selbst die Besten unter ihnen mit Erbitterung von dannen zogen. Unterdessen eroberte Tököly an der Spitze von 20,000 Mann die ganze Karpathengegend, die Bergstädte ergaben sich ihm; er ließ Münzen schlagen, theils in eigenem Namen, theils in jenem des Königs von Frankreich; Preßburg war von ihm bedroht, und die kaiserlichen Generale sahen sich in der demüthigen-

den Lage, mit dem Empörer einen förmlichen Waffenstillstand schließen zu müssen.

Bald brachen aber, obgleich die Pest in ganz Ungarn wüthete und auf beiden kämpfenden Seiten Tausende von Opfern verschlang, die Feindseligkeiten wieder aus; Tököly errang neuerdings bedeutende Erfolge, und Kaiser Leopold, obschon er im Jahre 1679 durch den Nimweger Frieden die Last des Krieges mit Frankreich sich abgenommen sah, verschloß sich gleichwohl der Einsicht nicht, daß er mit der seit 1673 in Ungarn befolgten Politik nicht zum Ziel gelange. Noch im Jahre 1679 legte Ampringer sein Amt nieder, das Gubernium wurde aufgelöst, und im folgenden Jahre nach einer Unterbrechung von 18 Jahren der ungarische Reichstag wieder einberufen. Seine Beschlüsse enthielten die volle Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung, die Wiedereinsetzung des Palatins und des Bans von Croatien, die Abschaffung des Guberniums auf ewige Zeiten, die Beseitigung der verhaßten Kopfsteuer und Verzehrungssteuer. Ferner wurde beschlossen eine Amnestie für alle Rebellen, ein Verbot der Verleihung geistlicher oder weltlicher Aemter an Nichteingeborne; bei Friedensverhandlungen mit den Türken sollten auch Ungarn zu Rathe gezogen und dem kaiserlichen Gesandten in Constantinopel ein mit ihm in gleichem Range stehender Ungar beigegeben werden. Endlich kamen auch die religiösen Verhältnisse und die in den Wirrsalen der letzten Jahre von beiden Religionstheilen gegen einander begangenen Gewaltthaten und Gräuel zur eingehenden Erörterung. Durch eine kaiserliche Resolution vom 9. November 1681 und ein auf Grund derselben mit dem ungarischen Reichstag vereinbartes förmliches Gesetz wurde nun hinsichtlich der confessionellen Verhältnisse in Ungarn derjenige Rechtszustand ge-

schaffen, welcher im Wesentlichen bis zu den Toleranzedicten Kaiser Josefs II. unverändert derselbe geblieben ist. Diese leopoldinische Gesetzgebung bewilligte den Protestanten freie Religionsübung, mit Ausnahme der ausschließlich katholischen Güter und Herrschaften, sowie den Besitz der zur Zeit innegehabten Kirchen, ferner die Erbauung neuer Kirchen in einer Anzahl bestimmt bezeichneter Städte, außerdem die unbeschränkte Errichtung von Kapellen und Bethäusern von Seiten der protestantischen Magnaten und Adeligen, und für alle zweifelhaften Fälle den Zustand vom Jahre 1670. Als Palatin wurde Paul Esterhazy gewählt und bestätigt, endlich des Kaisers Gemahlin Eleonora als Königin von Ungarn gekrönt.

Obgleich nun aber Leopold allen gerechten und vernünftigen Beschwerden des ganzen Landes und besonders der Protestanten nachgegeben, obgleich er die Beschlüsse des Reichstages genehmigt und mit der seit 1673 befolgten Rechtsverwirkungspolitik entschieden gebrochen, auch seine Genehmigung zu der von Tököly erstrebten Vermählung mit Helena Zriny gegeben hatte, legte Letzterer gleichwohl die Waffen nicht nieder. Es hatte zwar eine Zeit lang den Anschein, als ob Tököly sich von den milden und versöhnlichen Absichten Leopolds überzeugt hätte und zur Treue zurückkehren wolle: auch that der Kaiser alles Mögliche, um den hochbegabten und bedeutungsvollen Mann zu gewinnen: er schickte sogar in der Person des Generals Saponara einen eigenen Gesandten an ihn ab. Allein bald nachdem die Ehe mit Helena geschlossen war, sehen wir Tököly von Neuem, sei es durch eigene Neigung, sei es durch den Einfluß der Gattin, sei es durch die Macht der Verhältnisse und der unter ihm emporgekommenen Häuptlinge, in die alten Verbrechen und Verräthereien zurückfallen. Er schämte sich nicht, in den

niedrigsten Schmeicheleien vor dem türkischen Großvezier zu kriechen, und nachdem er noch eine Zeit lang den Kaiser zu täuschen gesucht hatte, legte er endlich die Maske ab, ließ sich von den Türken förmlich zum König von Mittelungarn ernennen, in welcher Eigenschaft er von jetzt an „der Kurutzenkönig" genannt wird, versprach einen jährlichen Tribut von 40,000 Piastern zu entrichten und bei Kriegen der Türken gegen seinen Herrn und Kaiser an dem von dem osmanischen Feldherrn zu bestimmenden Ort im Lager der Ungläubigen zu erscheinen. Das hat denn auch der unglückliche Mann im Jahre 1683 beim Ausbruch des großen Türkenkrieges gethan, mit dessen Wechselfällen sein Name von jetzt an untrennbar verbunden ist. Wir haben schon an einer früheren Stelle sein endliches trauriges, aber verdientes Schicksal kennen gelernt.

Kaiser Leopold blieb trotz aller durch Tököly erlittenen Täuschungen zunächst auch nach der großen Niederlage der Türken vor Wien einer milden und nachsichtigen Politik in Bezug auf Ungarn getreu. Er ließ im Jahre 1684 eine allgemeine Amnestie für alle ungarischen Rebellen verkünden und zu Neusohl eine Commission niedersetzen, bei welcher sich Jeder zu melden hatte, der wieder zu des Kaisers Gehorsam zurücktreten wollte. Obgleich Tököly ein Abmahnungsschreiben an die Seinigen erließ, folgten doch zahlreiche Adelige, Comitate und Städte dem Rufe des Kaisers. Die wüthenden Verfolgungen, welche Tököly in Folge dessen gegen die von ihm Abfallenden oder ihm Verdächtigen anordnete, bewirkten das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte, und als er selbst von den Türken in Ketten gelegt ward und gleichzeitig die kaiserlichen Waffen immer siegreicher in Ungarn vordrangen, konnte das Land als zurückerobert, die Empörung als überwältigt betrachtet werden.

Leider ist auch dieser Sieg einer an und für sich so zweifellos gerechten Sache durch menschliche Leidenschaft und Tobsucht auf schmachvolle Weise befleckt worden.

Der in Oberungarn den Befehl der kaiserlichen Truppen führende General Caraffa berichtete zu Anfang des Jahres 1687 nach Wien, daß er eine neuerliche, weit verzweigte Verschwörung entdeckt habe, deren Zweck nichts Geringeres sei, als die Ermordung des Kaisers, die Verwüstung aller Länder der Monarchie, die Vertilgung des christlichen Namens in denselben. Diese ungeheuerliche Meldung hätte zu doppelter Vorsicht auffordern sollen: leider wurde ihr zu viel Glauben und dem Ankläger zu viel Macht und Einfluß geschenkt. Caraffa begann zu Eperies, wo er residirte, ein entsetzliches Blutgericht; während mehrerer Monate wurde unausgesetzt nach Verdächtigen gejagt, gefoltert, gemordet: die furchtbaren Folgen der Entfesselung politischer Leidenschaft und religiöser Verfolgungswuth, an welchen die Sünden beider Theile, des blutenden und des mordenden, gleichmäßige Schuld trugen, zogen abermals in einem der vielen Trauerspiele, deren Reihe noch nicht erschöpft ist, über die Schaubühne der Weltgeschichte. Endlich erschienen mehrere der treugebliebenen ungarischen Magnaten persönlich in Wien bei Leopold; auf ihre Fürbitte wurde das Blutgericht in Eperies aufgehoben, Caraffa vom Commando entfernt, jedoch nicht bestraft, sondern zum Feldmarschall ernannt; der Kaiser scheint also keineswegs von seiner Schuld überzeugt gewesen zu sein.

Die glänzenden Erfolge der kaiserlichen Waffen, namentlich der am 12. August 1687 errungene Sieg bei Harkany, blieben nicht ohne den gebührenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse Ungarns. Das Land war von türkischer Herrschaft befreit, der mit den Ungläubigen ver-

bündete Protestantismus gedemüthigt, Tököly moralisch vernichtet. Unter dem Eindrucke dieser Sachlage wurde die bisherige ungarische Wahlmonarchie in streng legaler Weise beseitigt, indem der Reichstag von 1687 auf Leopolds erstgeborenen Sohn Josef und dessen männliche Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge übertrug. Am 9. December 1687 wurde Josef I. als erster Erbkönig Ungarns feierlich gekrönt. Auch wurde der alte Krönungseid geändert, indem aus der „goldenen Bulle" Andreas' II. vom Jahre 1222 die Klausel hinweggelassen wurde: daß jeder Edelmann das Recht habe, sich mit bewaffneter Hand dem Könige zu widersetzen, wenn derselbe den Krönungseid nicht hält. Die Beseitigung dieses mit jeder staatlichen Ordnung unvereinbaren, den ungarischen Größenwahnsinn so recht bezeichnenden Satzes war in Verbindung mit der Herstellung einer erblichen Thronfolge ein großer und glänzender Erfolg der Politik Leopolds. Es hätte von jetzt an wohl nur einer folgerichtig durchgeführten, gerechten, aber entschlossenen Verwaltung während weniger Jahrzehnte bedurft, um über Ungarn endgiltig und entschieden Meister zu werden. Das war nun aber gerade der große Mangel in der Regierung Leopolds und ist bis jetzt das schwere Verhängniß in der Geschichte Oesterreichs überhaupt, daß jedes begonnene politische System nach kurzer Zeit durch die Wogen gewaltiger Ereignisse hinweggespült ward und wird.

Als in den ersten Tagen des Jahres 1688 auch Helena Tököly nach einer dreijährigen, wahrhaft heldenmüthigen Vertheidigung von Munkács zur Uebergabe gezwungen und als Gefangene nach Wien gebracht wurde, um erst beim Friedensschluß von Carlowitz gegen einen kaiserlichen General ausgewechselt zu werden, da schien vollends der letzte

Herd des Widerstandes ausgelöscht, die letzte Quelle des Aufruhrs versiegt; der Kaiser war siegreich auf allen Seiten.

Und dennoch war das Land innerlich nicht beruhigt. Die Protestanten klagten über Nichterfüllung der ihnen gesetzlich zugesicherten Verheißungen, die Magyaren überhaupt murrten ob der Bevorzugung der Ausländer, ob der Zügellosigkeiten der deutschen Soldaten, ob der Verachtung und Zurücksetzung ihrer „Nation." Die Wiener Regierung war gutmüthig genug, über die Frage, ob sie Ungarn „ganz auf deutschem Fuß einrichten" solle, von ungarischen Magnaten und Erzbischöfen Gutachten zu erheben; es läßt sich leicht denken, welche Antworten sie bekam.

Und zum dritten Male unter Leopolds Regierung fanden die gereizten, unzufriedenen Elemente in Ungarn ein Haupt. Als Helena Tököly gefangen nach Wien kam, wurden ihre beiden Kinder erster Ehe, Franz und Juliana Rakoczy, mit dahin gebracht. Franz wurde in Böhmen erzogen, besuchte mit des Kaisers Erlaubniß Italien und vermählte sich in der Folge, wie es scheint ohne solche Erlaubniß, mit einer hessischen Prinzessin. Die von ihm nachgesuchte Erhebung in den Reichsfürstenstand hatte der Kaiser nicht bewilligt. Er lebte meist in Wien und behauptete mit großer Betonung, von dem lebhaftesten Widerwillen gegen ungarisches Wesen erfüllt zu sein. Gleichwohl scheint man nicht nur in Ungarn, sondern auch in Paris seine wahre Gesinnung recht gut gekannt zu haben. Es war im Jahre 1700, als sich Rakoczy verleiten ließ, einem französischen Offizier Namens Longuevalle, der im österreichischen Regiment Ludwig von Baden diente, bei dessen Abreise in die Niederlande einen Brief an den König von Frankreich mitzugeben. Der Inhalt dieses Schreibens ist zwar nicht mit Sicherheit bekannt, allein ein österreichischer

Unterthan hatte überhaupt nicht mit Ludwig XIV. zu correspondiren; gleichzeitige Geschichtschreiber behaupten auf's Bestimmteste, Rakoczy habe dem französischen König ein hochverrätherisches Bündniß und eine neue ungarische Revolution angeboten. Longuevalle wurde in Linz, wahrscheinlich mit seiner Einwilligung, angehalten und ihm der verhängnißvolle Brief abgenommen, obgleich er dem ängstlichen Rakoczy vor seiner Abreise versichert haben soll, derselbe sei verbrannt. Rakoczy wurde nun als Gefangener nach Neustadt verbracht, in dieselbe Zelle, welche sein Großvater Peter Zriny bis zu seiner Hinrichtung bewohnt hatte. Nach einer sechsmonatlichen Gefangenschaft wurde er durch die Beihilfe und Aufopferung eines preußischen Offiziers Namens Lehmann befreit. Oesterreich hat immer die Kunst besessen, sich seine Feinde und Verräther, seien es nun Professoren oder andere Leute, mit vielem Geld aus dem Ausland zu kaufen, seine wirklich treuen und aufopfernden Anhänger dagegen auf verlorenen Posten hinsterben zu lassen. Es ist dieß eine derjenigen österreichischen Künste gewesen, deren Keime in den Jahren 1866 und 1870 in die Halme geschossen sind.

Rakoczy war nun frei und Lehmanns Viertheilung brachte ihn keineswegs zurück; er entkam nach Polen und wußte mit Hilfe des französischen Gesandten zwei Jahre lang ein mühseliges, verborgenes Leben zu fristen. Der spanische Erbfolgekrieg war ausgebrochen, und abermals wurde, wie in allen Bedrängnissen Oesterreichs bis auf den heutigen Tag, die Hand des auswärtigen Feindes in Ungarn fühlbar und sichtbar. Zwei ungarische Deserteure Namens Albert Kiß und Thomas Esza trieben sich mit einigen Haufen Unzufriedener in den ungarischen Wäldern umher; von ihnen ließ sich Rakoczy nach Ungarn einladen, und

trat im Jahre 1703 an ihre Spitze. Man wollte der Sache in Wien keine Bedeutung beilegen, allein mit großem Unrecht; denn dieser neuerliche Aufstand Ungarns überlebte nicht nur den Kaiser Leopold, sondern er füllte die ganze Regierungszeit seines Sohnes und Nachfolgers, des Kaisers Josef I., aus und fand erst im Jahre 1711 seinen vollständigen Abschluß. Bald stand ganz Oberungarn auf Rakoczy's Seite; Alexander Karoly, welcher zuerst gegen Rakoczy gekämpft hatte, war von den Wiener Schreibern in tölpelhafter Weise beleidigt worden, und ging im Rachegefühl zu den Aufständischen über. Immer reißender wuchs der Strom der Empörung. Es waren dieß die schwersten Tage in Leopolds Lebensabend. Der französisch-baierische Einfall in Tirol und das Vorrücken des reichsverrätherischen Kurfürsten gegen das Erzherzogthum Oesterreich bedrohte die Monarchie in ihren Grundfesten; gleichzeitig streiften die empörten Ungarn von Osten her bis an die österreichische Grenze und man sah von Wien aus den Rauch aus den Trümmern der von ihnen in Asche gelegten Dörfer aufsteigen; einmal drangen die Ungarn sogar bis in die Vorstädte Wiens und tödteten durch Pfeilschüsse die Thiere der kaiserlichen Menagerie in Schönbrunn. Die Operationen des kaiserlichen Befehlshabers, Feldmarschall Heister, waren vielleicht ungeschickt, jedenfalls unglücklich.

Noch einmal sah sich der vielgeprüfte Kaiser, ein Jahr vor seinem Tod, in die Lage versetzt, unter der demüthigenden Mitwirkung englischer und holländischer Vermittler mit seinen empörten Unterthanen wie mit einer auswärtigen Macht in förmliche Friedensunterhandlungen treten zu müssen. Allein der zu diesem Zwecke eröffnete Congreß zu Schemnitz zerschlug sich an der maßlosen Forderung Rakoczy's, es müsse eine auswärtige Macht die Bürgschaft da-

für übernehmen, daß der Kaiser sein Wort halte. Als die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, schien sich der Sieg den kaiserlichen Waffen zuzuneigen. Rakoczy wurde von Heister am 26. December 1704 in förmlicher Feldschlacht bei Tyrnau besiegt, sein Versuch, auch Siebenbürgen in den Aufstand zu ziehen, mißlang; ebenso blieben die Croaten dem Kaiser treu; Rakoczy's Herrschaft blieb auf das ungarische Flachland beschränkt.

Während dieser Lage der Dinge starb Kaiser Leopold. Als Rakoczy im Jahre 1711 endgiltig besiegt war, ging er mit dem Rest seiner Anhänger nach Frankreich. Es war die siebente, aber nicht die letzte ungarische Rebellion gewesen. Ungarn ruht nicht, bis es Oesterreich todt sieht und sich mit ihm.

Auf den ersten Blick erscheinen die Ergebnisse von Leopolds Regierung in Bezug auf Ungarn ganz besonders ungenügend. Er hatte das Land in anscheinendem Frieden übernommen, und er verließ es, auf allen Seiten von den Stürmen einer gewaltsamen und gefahrvollen Empörung erschüttert, mitten in den Flammen des Bürgerkrieges stehend. Allein diese Auffassung der Dinge hat mehr den Schein, als die Wahrheit für sich. In der That ist erst während Leopolds Regierung der weitaus größere Theil von Ungarn den Türken entrissen und dem Christenthum gesichert worden. Die Einführung der erblichen Thronfolge aber war die Grundlage für den Bestand Oesterreichs als Großmacht, und hat sich bis heute als diese Grundlage bewährt. Allerdings war Leopold nicht rücksichtslos und seine Beamten waren nicht fleißig und nicht geistreich genug, um die staatswidrigen Eigenschaften der Ungarn recht an der Wurzel anzufassen. Das alte Erbübel des ungarischen Hochmuthes, der unbotmäßigen Selbstüberhebung ging auch auf die fol-

genden Geschlechter über. Allein es ist sehr die Frage, ob irgend ein anderer habsburgischer Monarch außer Leopold dieses Uebel mit größerem Erfolg bekämpft haben würde, als er. Einerseits scheint der Geist der habsburgischen Dynastie, andererseits jener der ungarischen Nation einer solchen Annahme entgegenzustehen, und schließlich mußte sich auch hierin, wie auf allen Blättern der Geschichte, Gottes ewiger Rathschluß vollziehen.

Leopold aber konnte, wenn er sterbend noch an Ungarn gedacht hat, wenigstens den Trost mitnehmen, daß seine Sache im Vorrücken und daß die von ihm geschaffene staatsrechtliche Ordnung der Dinge, einschließlich der Vereinigung mit Siebenbürgen, ebenso unerschüttert, wie die Herrschaft der Türken für immer gebrochen und vernichtet war.

V.

Verhältnisse zum deutschen Reich.

Ein Lebensbild Kaiser Leopolds I. ist etwas anderes, als eine Geschichte des deutschen Reiches unter Leopolds Regierung. Wer diese letztere Arbeit unternehmen wollte, der hätte sich im gegenwärtigen Kapitel mit einer großen Masse trüben und traurigen Stoffes zu beschäftigen, von welchem ich mich und meine Leser fern und frei erhalten darf. In der That ist die Geschichte Deutschlands unter Leopold I. nicht erfreulich, wenn sie auch bedeutungsvoll und lehrreich ist. Die Religionstrennung und der unter ihrem Vorwand geführte dreißigjährige Krieg der Landesherren und des Auslandes gegen Kaiser und Reich hatten aus der Reichsverfassung eine leere Form ohne lebendigen Inhalt gemacht. Die österreichischen Monarchen sahen und

fühlten dieß so gut wie andere Leute, und man kann es ihnen gerechter Weise nicht zum Vorwurf machen, wenn sie in dieser eigentlichen Grundlegungszeit der modernen Staatsbildung aus ihrem Oesterreich gerade so einen für sich selbst lebensfähigen Staat zu machen bemüht waren, wie dieß in ganz Europa jeder große und kleine Potentat zu thun versuchte. Nur religiöse und politische Leidenschaft und Verbissenheit vermochte hierin einen Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen, ein Kennzeichen des „nationalen Berufes" dieser letzteren Macht zu erblicken. Denn der große Kurfürst und sein Sohn haben bei ihren Bestrebungen, eine kernhafte und stattliche Militärmacht, ein Königreich neuesten absolutistischen Zuschnitts im Norden Deutschlands herzustellen, an das Wohl und an die Zukunft der deutschen Nation ebenso wenig gedacht, als sie überhaupt an irgend Jemand außer sich selbst zu denken gewöhnt waren. Es ist unter dem Einfluß österreichischer Fehler, europäischer Verhältnisse und preußischer Geschicklichkeit aus diesem letzteren Staate etwas Großes geworden, worin alle deutschen Kleinen zerschmolzen und zerronnen sind oder dieß in Bälde thun werden; allein die Ansicht, daß dieser Entwicklung ein bewußter, auf deutschem Nationalgefühle und auf Liebe zur Nation beruhender Plan zu Grunde gelegen habe, entspricht der geschichtlichen Wahrheit nicht. Selbstsucht und absolute Fürstengewalt herrschten auf allen Seiten. Frägt und forscht man aber mit unparteiischer Bemühung, welcher von den absoluten Fürsten des Jahrhunderts, deutschen und außerdeutschen, nicht nur durch Tugenden des Privatlebens und durch wahre Religiosität, sondern auch durch politische Rechtlichkeit und in allen Wechselfällen unerschütterliche Festigkeit sich vor Allen auszeichne, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß dem Kaiser Leopold dieses Lob gebührt.

Allein obgleich dieß also sich verhält, und obgleich die deutschen Zeitgenossen des Kaisers für diese Wahrheit keineswegs unempfänglich waren, ihr vielmehr durch die Benennung „Leopold der Große“ einen Ausdruck gaben, welchen ich keineswegs mir anzueignen beabsichtige — in die erstarrte und verknöcherte Reichsverfassung war kein neues Leben zu hauchen. Der Reichstag fing an, in ununterbrochener Permanenz zu Regensburg sich selbst und die Nation zu langweilen: es lohnt nicht der Mühe, auf seine Verhandlungen irgendwie einzugehen. Die deutschen Territorialfürsten hatten im Allgemeinen keine Spur von Patriotismus: wie am Anfang der leopoldinischen Zeit Kurfürst Johann Philipp von Schönborn zu Mainz nach Frankreich geschielt und gleichzeitig auch mit dem Gedanken einer Nationalkirche geliebäugelt, vor Allem aber an Niemand, als an den Kurfürsten von Mainz in höchsteigener Person gedacht hatte, ebenso, nur gewaltthätiger, zeigten am Schlusse von Leopolds Regierung die beiden baierischen Kurfürsten ihre selbstsüchtige und treulose Gesinnung, jener in geheimem Ränkespiel, dieser in offenem Krieg. Die Zwischenzeit zwischen den eben bezeichneten Anfangs- und Endpunkten aber wurde großentheils ausgefüllt durch die vaterlandsfeindlichen Arbeiten und Bestrebungen der drei Brüder Fürstenberg. Sie waren Abkömmlinge einer altgräflichen schwäbischen Familie, welche dem Kaiser und dem Hause Oesterreich mehrere erprobte Diener geliefert hatte. Wie und wodurch in diesem Dreigespann der glühende Haß erzeugt wurde, von welchem seine Handlungen Zeugniß ablegen, ist mir nicht bekannt. Der älteste der Brüder, Franz, war Bischof von Straßburg und begrüßte als solcher den König von Frankreich in der treulos überfallenen Reichsstadt; der zweite, Hermann, Oberhofmeister des Kurfürsten

Ferdinand Maria von Baiern, ist von untergeordneter Wichtigkeit; desto hervorragender war die Begabung und Bedeutung des jüngsten Bruders Wilhelm, welcher als geheimer Rath des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln zu Gunsten Frankreichs gegen Kaiser und Reich eine verhängnißvolle Thätigkeit entwickelte. Wir haben an einer früheren Stelle seine Gefangennehmung durch den Kaiser und seine spätere Freilassung kennen gelernt.

In unerschütterlich gleichmäßiger Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser sehen wir während Leopolds Regierung nur Kursachsen; alle übrigen Territorien und ihre Beherrscher sind entweder, wie die rheinischen Fürsten, von vorn herein zu Treulosigkeit und Abfall geneigt, oder sie lassen sich von Selbstsucht und Leidenschaft in ihrem Verhältniß zum Kaiser zu wechselvollen Handlungen bestimmen, wie Baiern, oder sie gehen wie Brandenburg den Weg einer selbständigen Politik auf eigene Rechnung.

Drei Gegenstände sind es, welche neben dem gleichgiltigen oder widerwärtigen Detail der deutschen Reichsmisere ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen können: die Gründung der hanover'schen Kurwürde, die Erhebung Preußens zu einem Königreich, und die unter Leopolds Mitwirkung gemachten Versuche einer Wiedervereinigung der getrennten Confessionen.

Die Errichtung einer neunten Kurwürde war bereits Gegenstand von Unterhandlungen während jenes denkwürdigen Kurfürstentages, den Kaiser Leopold im Winter 1689 auf 1690 zu Augsburg abhielt. Damals waren am Rhein Mainz und Bonn wieder erobert, in Ungarn die Türken am Berg Harkany besiegt und Belgrad erstürmt, die erbliche Monarchie begründet, der Sohn des Kaisers als ungarischer König gekrönt. Leopold stand noch in der vollen

Kraft seiner Jahre, und auch sein Machtgefühl als römischer Kaiser deutscher Nation war lebendiger als jemals vorher und nachher. Wir haben schon früher erwähnt, daß auf diesem Kurfürstentage Josef I. als römischer König erwählt und gekrönt wurde. Es hatten sich die drei geistlichen Kurfürsten, jene von der Pfalz und von Baiern persönlich eingefunden. Der Kaiser selbst hielt vor der Wahl in seinem geheimen Rathszimmer eine Rede an die Kurfürsten und Wahlbotschafter, betonte darin die Nothwendigkeit, durch Verstärkung der Vertheidigungsmittel, durch engere Vereinigung des Hauptes mit den Gliedern für die Sicherheit und Größe des Vaterlandes Sorge zu tragen, und übergab dem Erzkanzler eine hierauf bezügliche Staatsschrift zur weiteren Berathung. Nachdem am 24. Januar 1690 Josefs Wahl erfolgt war, wurde zwei Tage später auch die Krönung in aller Form vollzogen. Der elfjährige König, durch das ganze System seiner Erziehung an unermüdliche Ausdauer und beständige Arbeit gewöhnt, trug sieben Stunden lang mit der Selbstverläugnung eines kleinen Märtyrers die vierzehn Pfund schwere Reichskrone auf seinem jungen Haupte.

Der ganze Vorgang trug unverkennbar dazu bei, in der öffentlichen Meinung den Glauben an die trotz allem Elend der Zeiten noch fortdauernde Bedeutung und höhere Weihe des Kaiserthums zu stärken. Leopold selbst, obwohl sonst ein nüchterner und kühler Beurtheiler der Verhältnisse, war von diesem Eindrucke beherrscht, und die augenblickliche Stimmung Deutschlands war ganz geeignet, dem Herzog Ernst August von Hanover die Erlangung einer neuen Kurwürde als ein begehrenswerthes Ziel erscheinen zu lassen. Und Leopold willfahrte seinem Wunsch im März 1692.

Mit Recht machen selbst protestantische Geschichtschreiber

darauf aufmerksam, wie lächerlich es sei, einen Kaiser als Werkzeug der Jesuiten darzustellen, der aus rein politischen Gründen zu Gunsten eines protestantischen Fürsten und gewiß nicht zur Freude des heiligen Stuhles eine neue Kurwürde errichtet, noch dazu in einem Augenblick, wo durch den Heimfall von Kurpfalz an die katholische mit dem Kaiserhaus auf's Engste verschwägerte Linie Pfalz-Neuburg den Katholiken Deutschlands ein politischer Vortheil zugekommen war, den Leopolds neue Schöpfung wieder aufhob. Der Preis, welchen das Haus Zelle-Hanover zu bieten vermochte, war politisch nicht unbedeutend: nimmermehr wäre er aber im Stande gewesen, die Handlungsweise eines Kaisers zu bestimmen, der von religiösem Fanatismus geleitet worden wäre; — womit keineswegs gesagt oder zugegeben sein soll, daß Einfluß der Jesuiten und religiöser Fanatismus auf's Gleiche herauskomme. Das braunschweigisch-hanoverische Haus verpflichtete sich nämlich zu einer „ewigen Union" mit Oesterreich, kraft welcher es auf den Reichstagen stets mit Oesterreich zu stimmen, bei jeder künftigen Wahl eines Kaisers oder Königs dem erstgeborenen Prinzen des Hauses Oesterreich seine Stimme zu geben, und dem Kaiser für seine Kriege am Rhein und in Ungarn eine bestimmte Beihilfe an Geld und Truppen zu leisten hatte. Für die Katholiken wurde nur die Errichtung katholischer Kirchen und Schulen in Hanover und Zelle bedungen. Bezeichnend für die damaligen Zustände ist es, daß der hanoveranische Gesandte in Wien den Wünschen seines Herrn dadurch einen besonderen Nachdruck zu verschaffen suchte, daß er einen zwischen ihm und dem kursächsischen Hofe verabredeten Neutralitätsvertrag vorzeigte. Die Kurwürde ward bewilligt, aber Leopold fühlte sich um jene Zeit in Deutschland immerhin so mächtig, daß er den

sächsischen Minister und Feldmarschall von Schöning, welcher den fraglichen Vertrag mit Hanover geplant hatte, einige Wochen nachher im Bade Teplitz gefangen nehmen und auf die Festung Brünn führen ließ, wo er trotz aller sächsischen Gegenvorstellungen zwei volle Jahre lang verbleiben mußte. Es war dieß, formell betrachtet, ein Gewaltstreich wie jener vom Jahre 1674 gegen Wilhelm Fürstenberg; allein in beiden Fällen dürfte der Streich wenigstens den rechten Mann getroffen haben.

Hanover hatte übrigens noch geraume Zeit um die allgemeine Anerkennung der ihm von Kaiser Leopold verliehenen Würde zu kämpfen. Nicht nur die katholischen Kurfürsten, sondern auch verschiedene protestantische Landesherren bestritten grundsätzlich die kaiserliche Berechtigung zur Vermehrung der Kurfürstenzahl; sie schlossen im Jahre 1693 einen förmlichen Verein unter dem Namen der „wider die neunte Kur protestirenden Fürsten", und erklärten die bereits vollzogene Belehnung für nichtig. Der neue Kurfürst bediente sich zwar seines Titels, allein erst sein Sohn Georg Ludwig gelangte zum anerkannten Besitz seiner Würde und zur thatsächlichen Ausübung der mit ihr verbundenen Rechte.

Hatte nun Leopold in dieser Angelegenheit seine kaiserliche Stellung und Machtfülle im Ganzen mit Erfolg behauptet, so beging er auf der andern Seite in seiner Politik gegenüber von Preußen einen Fehler von ganz unberechenbaren Folgen, den er abermals nicht begangen haben würde, wenn er in politischer Beziehung ein gehorsamer Diener kirchlicher Zwecke oder Anschauungen gewesen wäre.

Während nämlich beim deutschen Reichstag unter den schleppendsten und geistlosesten Formen der alte endlose Religionshader, an welchem die deutsche Nation schließlich noch

zu Grunde gehen wird, in seiner durch die Klausel des Ryswicker Friedens verjüngten Gestalt fortgetrieben wurde, während gleichzeitig die gegen Hanovers neue Kurwürde protestirenden Fürsten zur größten Freude Ludwigs XIV. sich nicht schämten, den Beistand Frankreichs und Schwedens als der beiden Schutzmächte des westfälischen Friedens gegen die angebliche kaiserliche Willkür anzurufen: war Leopolds Aufmerksamkeit, wie wir an einer früheren Stelle gesehen haben, am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts mit gutem Grund ganz vorzugsweise den spanischen Angelegenheiten zugewendet. Der Ausbruch eines großen europäischen Krieges nach dem Tode Karls II. zeigte sich immer mehr als ein kaum zu vermeidendes Ereigniß, und Leopolds Politik im Reich wird beeinflußt durch diese ernste und gefahrvolle Aussicht. Nun waren zwar die Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen und Hanover dem Kaiser unbedingt ergeben, namentlich hatte Lothar Franz von Schönborn Kurfürst von Mainz die rheinischen Reichskreise zu einer besonderen Association vereinigt, welche er im Interesse der kaiserlichen Politik leitete, — allein Baiern und Köln waren „reichsfeindlich“ und es war unter diesen Umständen von der allerhöchsten Bedeutung, sich der Stimme und thätigen Hilfe Brandenburgs zu versichern.

Der „große Kurfürst“ Friedrich Wilhelm hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Groll gegen Oesterreich, welcher sich in ihm durch den Nimweger Frieden festgesetzt hatte, anscheinend wieder vergessen. Er schickte, wie wir gesehen haben, im Jahre 1686 8000 Preußen nach Ungarn, welche dem Herzog von Lothringen die Hauptstadt Ofen erstürmen halfen, und verpflichtete sich durch förmliche Verträge, das zu thun, wozu er ohnedieß als Kurfürst und Reichsfürst rechtlich und sittlich streng verpflichtet war, näm-

lich zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches gegen jeden Angreifer mit dem Kaiser zusammenzuwirken. Am 29. April 1688 war der Kurfürst gestorben; sein Nachfolger Friedrich III. hatte schon als Kurprinz eine dem Kaiser freundliche und ergebene Gesinnung an den Tag gelegt. Er fuhr auch als regierender Kurfürst fort, durch thätige Unterstützung sowohl im französischen, als im türkischen Kriege die gleiche Gesinnung zu erproben. Dieser Fürst, äußerlichem Prunk und Schein in hohem Grade zugethan, hatte gleichwohl durchaus nicht Unrecht, wenn er auf den Gedanken verfiel, daß der königliche Name als ein der Größe und Wichtigkeit des brandenburgischen Staates entsprechender Titel für die Befestigung und Fortentwicklung des von seinem Vater begründeten Staatswesens von großer Bedeutung sein werde. Zwar nahmen die Kurfürsten als solche gleichen Rang mit Königen in Anspruch, allein die Könige waren selten geneigt, die Berechtigung dieses Verlangens anzuerkennen und jedenfalls fehlte es ihnen in ihrer Eigenschaft als Kurfürsten an der Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Friedrich III. hatte nun mit ganz richtigem Blicke erkannt, daß sein nicht zum deutschen Reich gehöriges souveränes Herzogthum Preußen ihm die allergünstigste Möglichkeit darbiete, neben Aufrechthaltung seiner Reichsstandschaft und Kurfürstenwürde gleichzeitig als außerdeutscher König die Bedeutung eines durchaus selbständigen europäischen Fürsten zu gewinnen. Es war also keineswegs bloß Eitelkeit, Prunksucht und Titelsucht, sondern es war ganz vortreffliche preußische Politik, die ihn antrieb, aus einem Herzog ein König in Preußen werden zu wollen. Und grundschlechte österreichische Politik war es, dieses Verlangen zu bewilligen.

Der Kaiser seinerseits nahm durchaus nicht das Recht

in Anspruch, außerhalb des Reiches Könige zu ernennen; allein als deutscher Fürst konnte Friedrich III. eine solche Rangerhöhung nicht einseitig ohne des Kaisers Zustimmung vollziehen, und auch die Anerkennung der übrigen europäischen Staaten war ohne diese Zustimmung wohl nicht zu erwarten. Es wurde daher während einiger Jahre mit dem kaiserlichen Hof über den Herzenswunsch der brandenburgischen Hoheit verhandelt. Mit richtigem Urtheil erklärte sich Prinz Eugen entschieden gegen das preußische Ansinnen. Er war überzeugt und sprach es unumwunden aus, daß die Politik des brandenburgischen Hofes durch die Natur der Dinge zu einer Spannung gegen die österreichische Politik gezwungen sei; denn wer sich einmal die Vergrößerung seiner Staaten in den Kopf gesetzt habe, der könne es mit seinen Nachbarn niemals gut und aufrichtig meinen. Auch soll Eugen, als gegen seine Stimme die Einwilligung des Kaisers gleichwohl erfolgt war, die starke Aeußerung gethan haben, die Minister, welche ihrem Herrn diesen Rath ertheilten, hätten
um denselben einen Strick verdient. Auch die
entschieden katholischer Färbung fanden
Grund anstößig, daß Kaiser
Werkzeug dienen solle,
Königreiche zu verme
tiger, al
der
K

den und müßten. Es darf wohl als geradezu unmöglich bezeichnet werden, daß diese Gesichtspunkte der ruhigen und klaren Beobachtung des Kaisers entgangen wären; was ihn gleichwohl bestimmte, nachzugeben, das war zweifellos und ausschließlich der Blick auf die große europäische Verwicklung, der Wunsch, einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen, welcher nun einmal unentgeltlich nicht zu haben war.

Geradezu komisch ist es, daß auch an diesem Nachgeben Leopolds, wie überhaupt an einem großen Theil von Allem, was in der Welt geschehen ist, die Jesuiten Schuld sein müssen. Der brandenburgische Geschäftsträger soll nämlich den „bei dem Kaiser persönlich beliebten und sehr einflußreichen“ Jesuiten Wolff für sein Anliegen gewonnen haben, und die Befreundung dieser beiden Personen soll sogar durch ein höchst lächerliches Mißverständniß herbeigeführt worden sein. Der brandenburgische Diplomat habe nämlich in einer ihm zugekommenen Depesche den Namen eines Mannes, an den er sich wenden sollte, nicht lesen können, und irrthümlich den des Pater Wolff herausgebracht. Nach

... geistreichern Erzählung war ihm aufgegeben, die-

... nitiren, und er hatte gelesen, er solle ihn

... Einladung die Freundschaft her-

... der Mühe, solche Albern-

... gewohnt war, seine

... u lassen.

... chten

...

Friedrich dagegen sich verpflichtete, 10,000 Mann für den Kaiser in's Feld zu stellen, eine Compagnie Soldaten in der Reichsfestung Philippsburg zu unterhalten, auf die rückständigen Hilfsgelder, die er noch vom Kaiser zu fordern hatte, zu verzichten, im Reiche nur den bisherigen Rang in Anspruch zu nehmen, und vom Kaiser selbst den Titel „Majestät" nicht zu verlangen, sondern sich, wie auch der König von Dänemark, mit „Ew. Liebden" zu begnügen. Der bisherige Kurfürst aber eilte, als er die frohe Kunde erfuhr, mitten im Winter mit seiner ganzen Familie und seinem gesammten Hofe nach Königsberg, um sich dort unter großen und glänzenden Feierlichkeiten, wie es in seinem Haus Sitte und Brauch ist, am 18. Januar 1701 selbst die Krone aufzusetzen. „Die Königswürde hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die andern deutschen Fürsten unter dem Hause Oesterreich schmachteten (!) Friedrich gab durch Erwerbung derselben seiner Nachkommenschaft einen Antrieb zu hohen Dingen, und schien ihr sagen zu wollen: „Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau, dessen Grundstein ich gelegt habe." So sprach sich in der Folge Friedrichs gleichnamiger Enkel, der Große genannt, über das Ereigniß vom 18. Januar 1701 aus und die Geschichte Deutschlands von jenem Tage bis zum 18. Januar 1871 hat langsam und deutlich an's Licht gezogen, was als Keim in jener Krönungsstunde lag.

Der Kaiser wurde von der vollzogenen Krönung durch einen besonderen preußischen Gesandten benachrichtigt, welchen er huldvoll empfing und die Sendung durch eine Glückwunschsbotschaft in der Person eines Grafen Paar erwiederte. Dem Reichstag ließ Leopold eröffnen, daß es ihm lieb und angenehm sein würde, den bisherigen Kurfürsten

von Brandenburg von den Reichsständen als König anerkannt und geehrt zu sehen, zumal bei Reichs- und Kreistagen, oder wo sonst der König in Preußen als Kurfürst von Brandenburg zu thun habe, Alles beim Alten bleibe. Gegen die neue Königswürde protestirte der deutsche Orden als rechtmäßiger Eigenthümer des Herzogthums Preußen; Leopold beschränkte sich darauf, in seiner Antwort hervorzuheben, daß die neue Titulatur Niemandem, auch nicht dem deutschen Orden, an seinem Rechtszustand Schaden bringen solle; allein irgend eine practische Folge hatte der Protest nicht.

Auch der heilige Vater, Papst Clemens XI., erhob seine Stimme in einer Allocution an das Cardinal-Collegium vom 29. April 1701. Er beklagte es, und mit Recht, daß der Kaiser zu einer der Kirche so nachtheiligen Handlung seine Zustimmung gegeben habe. In der That wird kein billigdenkender Protestant dem römischen Papst zumuthen, eine Freude daran zu haben, wenn auf den Trümmern eines geistlichen Staates ein protestantisches Königreich errichtet wird.

Die letzte Angelegenheit, bezüglich welcher wir Leopolds Thätigkeit im Reich näher in's Auge zu fassen haben, betrifft die Versuche zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Bekenntnisse. Man muß bei diesem Gegenstand, um alle damals Handelnden gerecht und billig zu beurtheilen, gar Mancherlei nicht vergessen, was damals anders war als heute. Der Protestantismus war, bei allen Verirrungen der Reformationsperiode, unläugbar in den zwei ersten Jahrhunderten seines Bestehens getragen von einer großen, aufrichtigen, religiösen Begeisterung seiner Bekenner. Sie glaubten an den Sohn des lebendigen Gottes, an den Heiland der Welt; und trotz aller blutigen Kämpfe verband

sie dieser Glaube immer noch bis zu einem gewissen Grad mit der verlassenen Mutterkirche. Das negative, revolutionäre, zerstörende Grundwesen des Protestantismus, das jede positive Religion zu Grunde richten muß, weil es den einzelnen Menschen mit seinem willkürlichen Gutfinden auf den Thron des ewigen Gottes setzt, war damals noch nicht so entwickelt und nicht so begriffen, wie heute. In unseren Tagen sieht die katholische Kirche der Selbstauflösung des Protestantismus mit vollster Ruhe und Gewißheit zu, während er zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch als ein in mancher Beziehung fast ebenbürtiger Gegner ihr gegenüberstand. Andrerseits hatten die langen und furchtbaren, theils wirklichen, theils angeblichen Religionskriege den Fanatismus der Massen und der Leitenden ermüdet: selbst das religiöse Bewußtsein fing in manchen Kreisen einzuschlummern an, und von Frankreich her begann schon der Pesthauch einer glaubenslosen und gottesläugnerischen Aufklärung über Europa zu wehen. Bereits sah der protestantische Philosoph Leibnitz, ein Mann von ebenso warmer und aufrichtiger Vaterlandsliebe, wie von umfassender und tiefer Wissenschaft, sich veranlaßt, den Verfall des Glaubens und der Zucht, welchen er wahrnahm, von der freigeistischen Richtung abzuleiten, welche in manchen kirchlichen Kreisen, namentlich unter dem Einfluß geistlicher Kurfürsten, sich geltend machte. Zugleich machte schon er in prophetischem Geiste aufmerksam auf die zukünftige s o c i a l e R e v o l u t i o n, welche aus dem Apostolat des Unglaubens hervorgehen werde. „Man kann allerdings sagen“, bemerkt Leibnitz, „daß Epicur und Spinoza ein durchaus musterhaftes Leben geführt haben. Allein das wird in den meisten Fällen ganz anders bei den Jüngern oder Nachahmern solcher Philosophen; sobald solche Menschen sich einmal befreit glau-

ben von der lästigen Furcht einer vergeltenden Vorsehung, einer drohenden Zukunft nach diesem Erdenleben, lassen sie ihren thierischen Leidenschaften gänzlich den Zügel schießen. Sind diese Leute zugleich ehrgeizig und von einem etwas härteren Naturell, so wird man sie im Stande finden, zu ihrem Vergnügen oder Vortheil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden, wie denn ich selbst schon Leute von diesem Schlag kennen gelernt habe. Ich finde sogar, daß annähernd verwandte Meinungen sich allmälig in die Geister derjenigen einschleichen, welche als Männer der großen Welt die Uebrigen regieren, daß sich diese Meinungen vermittelst der an der Mode befindlichen Literatur überallhin verbreiten, und so Alles vorbereiten für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist."

Zu diesen Gründen mehr allgemeiner Natur kam nun allerdings auch das in dem Herzen des deutschen Volkes unauslöschlich lebende Gefühl, daß von einer festen, ruhigen politischen Größe ohne nagenden Wurm der Angst nimmermehr die Rede sein kann, so lange die Nation in ihrem Heiligsten feindselig gespalten ist. Das liegt ja auch den Verirrungen unserer Tage eigentlich und im tieferen Sinn zu Grunde: es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden. Am Anfang des 18. Jahrhunderts suchte man ihn in der Richtung einer Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, später suchte man ihn im allgemeinen Unglauben, noch später sollte die Union zwischen Calvinisten und Lutheranern das große Werk einleiten, heute träumt man von einer Nationalkirche. Man vergaß und vergißt bei allen diesen Versuchen, daß die katholische Kirche sich mit Niemanden vereinigt; sie, die eine und einzige Kirche Gottes, nimmt verirrte Kinder

wieder in ihre Mutterarme auf; bei ihr ist Einheit, sonst nirgends.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen fassen wir die Geschichte der unter Leopolds Regierung und mit seiner Zustimmung gemachten Wiedervereinigungsversuche in kurzen Zügen zusammen.

Christof Royas von Spinola, ein spanischer oder niederländischer Franciscanermönch, war als Beichtvater der ersten Gemahlin des Kaisers nach Deutschland gekommen, hatte vom heiligen Vater den Titel als Bischof von Tina in Croatien erhalten, und wurde später vom Kaiser zum Bischof von Wienerisch-Neustadt ernannt. Der Anblick der fortwährenden grausamen Religionskämpfe in Ungarn scheint in ihm die Sehnsucht nach Frieden erregt, und eine besonders milde und wohlwollende Betrachtung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses scheint ihn, der wohl kein tiefer Theologe war, zu der gewiß irrigen Meinung gebracht zu haben, es sei kein durchaus wesentlicher Unterschied zwischen diesem und dem tridentinischen Glaubensbekenntniß, sondern es lasse sich bei einiger Milde und Versöhnlichkeit von beiden Seiten der Weg zu einer Verständigung finden. Schon seit 1675 machte Spinola im Interesse des von ihm, *ohne höheren kirchlichen Auftrag*, geplanten und deßhalb schon von vorn herein hoffnungslosen Werkes Reisen an verschiedene protestantische Höfe Deutschlands. Er redete davon, daß der Papst den Gebrauch des Kelches zugestehen und sich über das Kirchenregiment, den Gottesdienst und die guten Werke so erklären solle, daß man weder der Ehre Gottes noch dem Verdienste Christi zu nahe trete, den Heiligen solche Ehre, wie sie geschaffenen Wesen nicht zukomme, auch nicht zuerkenne, und keine tyrannische Gewalt über die Gewissen ausübe. Die

protestantischen Gemeinden sollten die ihnen erbaulicher scheinenden Gebräuche unverändert behalten; den Pfarrern sollte die Ehe, sogar die zweite, erlaubt sein; den Fürsten ihre bischöflichen Rechte so weit verbleiben, als es „nach beider Theile Ermessen und nach Beschaffenheit des Christenthums" zulässig sein würde; an den Orten, wo man sich zur Vereinigung geneigt finden würde, sollten Geistliche von beiden Theilen abwechselnd lehren und predigen. Der eine Theil könne sich altkatholisch, der andere neukatholisch nennen (hier kommen meines Wissens diese Bezeichnungen zum ersten Mal in der Geschichte vor), und zum Zeichen ihrer Gemeinschaft zuweilen jene bei diesen und umgekehrt communiciren. Das tridentinische Concil sollte der Beurtheilung eines künftigen allgemeinen Concils unterstellt werden, auf welchem die Protestanten nicht wie Angeklagte erscheinen, sondern wie Richter mitsitzen sollten. Zu diesem Zweck sollte der Papst sie durch eine Bulle von den Ketzernamen freisprechen, sie aber ihn nicht mehr für den Antichrist ausgeben, sondern als obersten und ersten Patriarchen der Christenheit anerkennen, dem der Primat nicht der Gerichtsbarkeit, sondern der Ordnung, nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem und kirchlichem Rechte zukomme. Auch sollte der Papst die Kirchengüter, welche die protestantischen Fürsten in Besitz genommen hätten, ihnen durch eine förmliche Cession für immer überlassen.

Wir, die glücklicher Weise in einer Zeit neu erwachten und gestärkten katholischen Bewußtseins Lebenden, trauen kaum unseren Augen, wenn wir lesen, daß solche Vorschläge vor anderthalb Jahrhunderten von einem katholischen Bischof, der nicht abtrünnig sein wollte, unter den Augen eines streng katholischen Kaisers auch nur gewagt werden

durften. Auch fühlte man auf der Gegenseite sehr bald und richtig heraus, daß diese Gedanken schließlich in Rom auf ein unerschütterliches Nein stoßen werden, und man war trotz aller Verwirrung der Begriffe doch damals insofern klüger in Deutschland, als man es heute in manchen Kreisen ist, daß man wenigstens einsah, ohne Rom sei Nichts zu machen. Zwar widmete der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich von Hanover dem Unternehmen seine Theilnahme, und ebenso der als geheimer Rath und Bibliothekar in seinem Dienst stehende Leibnitz. Allein der bekannte protestantische Theologe Spener erklärte, daß die Protestanten sich gar nicht in Verhandlungen einlassen könnten, so lange nicht katholischerseits das tridentinische Concil und dessen Lehre gänzlich aufgegeben werde. Damit war denn Alles gesagt, und Spener war ein Mann von Einfluß bei den sächsischen Fürstenhöfen, wo in Folge seiner Warnungen Spinola keinerlei Gehör fand. Auch in Brandenburg, wo Spinola wiederholt sein Glück versuchte, sprachen die protestantischen Hoftheologen sich gegen jeden Einigungsversuch aus, und der damals noch lebende Kurfürst Friedrich Wilhelm war nicht nur persönlich der Sache abhold, sondern er war um jene Zeit durch die gleichzeitige Verfolgung der Protestanten in Frankreich, wo Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufgehoben hatte, gereizt und erbittert. Die brandenburgischen Theologen erklärten, was gerade für unsere Zeit von hohem Interesse sein dürfte: „So lange die Katholiken glauben und lehren, daß die römische Kirche nicht irren könne, daß der Papst in Auslegung der heiligen Schrift und in Entscheidung der Religionsstreitigkeiten unfehlbar sei, seien alle Verhandlungen erfolglos.“ Ein Zweifel daran, daß die katholische Kirche die Un-

fehlbarkeit lehre, fiel damals auf beiden Seiten keinem Menschen ein; auch entgegnete Spinola nur, die päpstliche Unfehlbarkeit sei nicht als Glaubensartikel definirt, was er bekanntlich bis zum 18. Juli 1870 mit allem Recht behaupten konnte. Zwischen ihm und den brandenburgischen Hofpredigern fanden nun mehrere mündliche Berathungen statt (im Jahre 1682), welche genau so erfolglos waren, wie Religionsdisputationen zu sein pflegen, und wobei die Protestanten mit gutem Grunde die Berechtigung des Bischofs, im Namen der römischen Kirche zu sprechen und zu handeln, in Abrede stellten. Der Kurfürst sprach sich schließlich dahin aus, daß „Nichts Fruchtbarliches bei der Sache herauskommen werde." Gleichwohl war der unermüdliche und offenbar von den gutmüthigsten Beweggründen geleitete Spinola, der auch eine Druckschrift de Concordia christiana veröffentlicht hatte, noch nicht abgeschreckt. Er versuchte sein Heil in Dessau, wo ein paar Superintendenten ihm ein etwas geneigteres Ohr schenkten, dann wieder in Hanover, wo Ernst August als Nachfolger seines Bruders Johann Friedrich zwar protestantisch blieb, aber eine dem Kaiser ergebene Politik befolgte. Der protestantische Abt Molanus und der katholische Bischof stimmten mit einander überein in dem Glauben an die alte Redensart, die Union sei ausführbar, wenn man sich auf die wesentlichen Wahrheiten der Religion beschränke. Sie sahen nicht, daß es auf dem Gebiete der geoffenbarten Wahrheit Nichts Unwesentliches gibt, und daß Alles darauf ankommt, wer zu entscheiden hat, was wesentlich ist, ob die objective Autorität der Kirche oder das subjective Belieben des Einzelnen. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise begab sich Spinola endlich nach Rom zum heiligen Vater Innocenz XI., der in

wohlwollender Milde eine Commission von Cardinälen und anderen Geistlichen zur Berathung der Sache einsetzte. Ihr Gutachten soll im Wesentlichen dahin ausgefallen sein, Einzelnes für die Protestanten Beantragte sei nicht ohne Beispiel, indem es, wie Kelch und Priesterehe, den Griechen vom Concil zu Florenz zugestanden worden sei. Man solle den Protestanten nicht jede Hoffnung nehmen, auch den Bischof von Tina einstweilen zur Fortsetzung der Unterhandlungen ermächtigen, dagegen seien sofortige und wirkliche Zugeständnisse nicht zu machen.

Zum zweiten Male begann Spinola seine Wanderung zu den deutschen Höfen, für welche er immerhin eine ganz merkwürdige Neigung besessen zu haben scheint. Aber jetzt, da er vom Papst ermächtigt war, wurde ihm von den protestantischen Theologen entgegengehalten, er müsse sich von Seiten der ganzen katholischen Kirche legitimiren, dann erst könne man Namens der ganzen evangelischen Kirche mit ihm verhandeln. Merkwürdiger Weise verlor aber Kaiser Leopold seine Geduld und Nachsicht gegen das ganze Unternehmen immer noch nicht, ernannte sogar mit Patent vom 20. März 1691 Spinola zum Generalkommissar des Unionsgeschäftes in den kaiserlichen Staaten, und sprach sich bei dieser Gelegenheit folgendermaßen aus: „Göttliches und menschliches Recht verlange und die Nothlage der Zeit erheische dringend, eine vollkommene Einigung in weltlichen und geistlichen Dingen anzustreben, um, wo nicht in allen — obgleich die heilige Schrift und die Vernunft auch dieß hoffen lassen — so doch in den wesentlichen Glaubensfragen das gegenseitige Mißtrauen und die eingetretene Zwietracht zu beseitigen. Manchen scheine es und großentheils sei es auch dargethan, daß die Uneinigkeit in den Hauptsachen aus dem Mangel gegenseitiger und lieb-

reicher Geduld, klaren Verständnisses und richtiger Auslegung der Gedanken nach ihrer wahren Bedeutung, sowie aus der Verschiedenheit und dem verschiedenen Gebrauch der die Gedanken ausdrückenden Worte entstanden sei."

Man sieht aus dieser Fassung, daß Leopold, so sehr er die Sache im Allgemeinen begünstigte, sich gleichwohl mit lobenswerther Vorsicht ausgedrückt und jedes Verlassen des katholischen Standpunktes sorgfältig vermieden hat. Spinola wendete sich nun an die Ungarn, allein von diesen bekam er die Antwort, sie müßten zuerst die Meinung ihrer deutschen Glaubensgenossen einholen. Der Bischof bat deßhalb die deutschen Fürsten, mit welchen er bekannt war, um Absendung einiger Theologen nach Wien behufs dort abzuhaltender Conferenzen, und Leopold unterstützte ihn auch bei diesem Plane, zeigte aber seine Erwartungen bereits dahin ermäßigt, „daß künftighin beide Confessionen sich besser als bisher gegenseitig ertragen und wider den allgemeinen Erbfeind sich eher vereinigen möchten", wogegen freilich von keinem Standpunkt aus das Mindeste einzuwenden war. Allein die Protestanten ließen sich auf Nichts ein, Spinola starb am 12. März 1695, nachdem er Kraft und Leben einer gänzlich hoffnungslosen Sache geopfert hatte, und der zwischen Leibnitz und Bossuet eingeleitete Briefwechsel zeigte dem Letzteren sehr bald, daß zwischen dem katholischen und protestantischen Standpunkt in der Lehre von der Kirche eine Vermittlung nicht möglich ist. Er gab daher dem deutschen Philosophen keine Antwort mehr, was bei einer späteren Erneuerung der Correspondenz Leibnitz mit gleicher Münze heimzahlte.

Spinola's Nachfolger im Bisthum, ein Graf Buchheim, ging im Jahre 1698 nochmals nach Hanover, um die frühere Unterhandlung wieder anzuknüpfen; allein die

dem Hause Hanover eröffnete Aussicht, nach dem Tode der Königin Anna den englischen Thron zu besteigen, heilte dieses Fürstenhaus rasch und gründlich von allen katholisirenden oder unionistischen Anwandlungen. Im Jahre 1700 begab sich zwar Leibnitz nach Wien, allein er arbeitete nicht mit dem Bischof von Neustadt in Unionsangelegenheiten, sondern verfaßte eine Denkschrift zur Vertheidigung der österreichischen Ansprüche auf die Thronfolge in Spanien. Der Unionsplan war begraben.

So endete der letzte, trotz seiner selbstverständlichen Erfolglosigkeit auch für die Gegenwart noch interessante und lehrreiche Versuch, im armen Deutschland zwei Gegensätze zu vereinigen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch den Durchmesser des Weltalls von einander geschieden sind. Dieser Versuch hat seinen ganz besonderen geschichtlichen Werth insofern, als jeder billige Beurtheiler aus demselben erkennen muß, wie gänzlich ferne Kaiser Leopold, von dem auch die protestantische Universität Halle einen Freibrief erhielt, dem Geiste der Unduldsamkeit und des Fanatismus stand, wie leicht er zu jeder Maßregel der Milde und Versöhnlichkeit auch auf religiösem Gebiete zu bestimmen war. Auch der angeblich so große Einfluß der Jesuiten auf ihn zeigt sich in dieser ganzen Angelegenheit in einem höchst unscheinbaren Lichte. Denn die Gesellschaft Jesu hat das Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus von Anfang ihres Bestehens an durchaus richtig und folgerichtig begriffen, und sie hat, so weit mein Wissen reicht, während ihrer ganzen Geschichte bis auf die heutige Stunde in dieser Erkenntniß und in dem entsprechenden Handeln auch nicht einen Augenblick gewankt.

Deutschland aber fuhr fort, auch nach Kaiser Leopolds Tode ein religiös zerrissenes und darum politisch krankes

Land zu bleiben. Auch dieser Zustand hat bis heute nicht aufgehört und es ist also jedenfalls nicht ausschließlich der Geist des habsburgischen Hauses daran schuldig, wenn wir aus dem alten Elend auch in neuen Formen nicht herauszukommen vermögen.

VI.

Die innere Verwaltung.

Unsere gegenwärtige Zeit hat uns mehr als ein Beispiel geliefert, daß große Staaten nach ebenso großen Niederlagen und erschütternden Kriegsunfällen in außerordentlich kurzer Zeit wieder zu einer glänzenden Entfaltung von Volkskraft und Volkswohlstand gelangten, weil eine vortreffliche innere Verwaltung, namentlich ein einsichtsvoll geleitetes Finanzwesen, die politische Wiedergeburt möglich machte und beschleunigte. An die europäischen Staaten, wie sie nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges waren, durfte man derartige Ansprüche nicht erheben. Die allgemeine Zerrüttung, Verwilderung und Verwüstung hatte in Deutschland und Oesterreich einen Grad erreicht, von welchem wir uns jetzt kaum eine entfernte Vorstellung zu machen vermögen. Der moderne Staat selbst war noch in den Anfangsgründen seiner Entwicklung, und mit ihm die Regierungs- und Verwaltungs-Wissenschaft. Schon aus diesen allgemeinen Gründen darf es uns nicht befremden, wenn die innere Verwaltung der österreichischen Monarchie unter der Regierung Kaiser Leopolds I. Manches zu wünschen übrig läßt. Zu jenen Gründen kamen aber noch mit erschwerendem Gewicht die eigenthümlichen Verhältnisse gerade der österreichischen Monarchie, ihre unvermittelte und unverschmolzene Zusam-

mensetzung aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen und die Ungunst der Zeit, welche gerade diesem Staat keine Ruhe gönnte, um gewissermaßen zu sich selbst zu kommen, sondern nach jedem kurzen Anfang einer friedlichen inneren Entwicklung immer wieder durch neue furchtbare Kriegsstürme entweder von Ost oder von West das mühsam Gegründete gewaltsam zusammenriß.

Auch Kaiser Leopold selbst war nicht das Muster eines Administrators. Die christlichen Tugenden der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit nahmen in seinem Denken und Handeln eine hervorragende Stelle ein; darum war er allezeit geneigt, im einzelnen Falle nachzugeben und dadurch die nothwendige Folgerichtigkeit und Unbeugsamkeit, welche jedes Regierungssystem festhalten muß, zu durchbrechen. Endlich war Leopold in der ersten Hälfte seiner Regierung mit seinen Ministern vielfach unglücklich, und in der zweiten Hälfte belastete er sich selbst zu sehr mit Geschäften, so daß mancherlei Unfug und Mißbräuche trotz der gewissenhaftesten Thätigkeit des Kaisers nicht auszurotten waren.

Fürst Wenzel Lobkowitz insbesondere scheint, so sehr wir dessen auswärtige Politik zu mißbilligen gezwungen sind, in Bezug auf die innere Verwaltung unter den verschiedenen Rathgebern Leopolds noch verhältnißmäßig das größte Lob zu verdienen. Er suchte theilweise auf dem Weg der Organisation der Behörden zu besseren Zuständen zu gelangen. Die österreichische Hofkanzlei, früher mit der Reichshofrathskanzlei verbunden, wurde von dieser getrennt, d. h. es wurden die inneren österreichischen Angelegenheiten von jenen des deutschen Reiches streng geschieden. Diese Hofkanzlei hatte die Entschließungen des Monarchen vorzubereiten und Gesetze allgemeiner Natur zu entwerfen, befaßte sich aber seit dem siebenzehnten Jahrhundert nicht mehr mit

den Ländern der böhmischen und ungarischen Krone, für welche besondere Hofkanzleien errichtet worden waren, sondern nur mit den Angelegenheiten der deutschen Erblande. Sie war das eigentliche Organ des werdenden absolutistischen Staates. Auf den Rath des Fürsten Lobkowitz wurde im Jahre 1665 der kenntnißreiche, erfahrene und arbeitsame, aber starre und zuweilen rohe, in bürgerlichem Stande zu Freiburg im Breisgau geborene Paul Hocher zum Präsidenten der österreichischen Hofkanzlei ernannt, und bekleidete dieses hochwichtige Amt viele Jahre lang bis zu seinem Tode. Die Hofkanzlei zerfiel in drei Abtheilungen für die drei Gruppen der deutsch-österreichischen Lande: Innerösterreich, Niederösterreich und Oberösterreich, d. h. Tirol und die Vorlande. Unter der obersten Leitung dieser wohl organisirten und gut beherrschten, selbst gut herrschenden Behörde gestalteten sich die Angelegenheiten der Justiz und Polizei in Oesterreich günstig.

Schlimmer stand es, und wahrhaft schlimm mit dem alten Erbübel Oesterreichs, der Finanzwirthschaft. Schon seit Kaiser Maximilian II. befand sich der österreichische Staatshaushalt in Unordnung, und die Zeiten des dreißigjährigen Krieges waren begreiflicher Weise nicht geeignet, hierin eine Aenderung zum Besseren herbeizuführen. Regalien, Zölle, Staatsgüter waren verpfändet, Aemter und Ehren schon zum voraus verkauft, die Ausgaben vergrößert, die Einnahmen vermindert. Der Staat borgte häufig bei Privaten, welche Zinsen zu Zinsen rechneten, so daß in der zweiten Generation das Kapital drei- und vierfach heimbezahlt werden mußte. An einer geordneten Rechnungsablage, Revision und Controle fehlte es gänzlich. Diese Wirthschaft mit allen ihren Unterschleifen und Mißbräuchen mußte Leopold übernehmen, und es muß der Wahrheit gemäß zu-

gegeben werden, daß es ihm nicht gelungen ist, dieses Uebel irgendwie gründlich zu besiegen.

Merkwürdig sind die nach unseren jetzigen Begriffen und Verhältnissen außerordentlich kleinen Ziffern, welche die damaligen Finanzzustände charakterisiren. Die Schuldenlast betrug im Jahre 1670 781,870 fl., das gesammte öffentliche Einkommen der deutsch-österreichischen Erblande belief sich jährlich auf etwa $2^1/_2$ Millionen, die ordentlichen Ausgaben nur auf 2 Millionen. Die Besoldungen waren gering, der Hofhalt kostete im Jahre 1667 nur 262,470 fl. Unter diesen Umständen hätte man einen vortrefflichen Fortgang der Dinge erwarten sollen; allein die Kriege und die Unterschleife verschlangen nicht nur den Ueberschuß, sondern führten eine solche Zerrüttung herbei, daß sogar die Gesandten in Paris und Madrid und die ungarischen Gubernialräthe oft Jahre lang auf ihre Besoldung warten mußten.

An der Spitze dieses Finanzunwesens stand die kaiserliche Hofkammer, den einzelnen Länderkammern übergeordnet und in drei Abtheilungen zerfallend, eine für das deutsche Reich und Niederösterreich, eine für Böhmen und eine für Ungarn. Präsident der Hofkammer war unter Leopold I. zum großen Unsegen des Monarchen und des Landes während voller 24 Jahre (1656 bis 1680) Ludwig, Graf von Sinzendorf, ein gewandter Höfling, aber ebenso talentlos wie unehrlich. Seine Unterschleife waren allgemein bekannt; der Kaiser hatte ein Pferd, das nicht fett werden wollte; ein Witzling sagte zu ihm: „Wenn Ew. Majestät das Pferd fett haben wollen, machen Sie es zum Kammerpräsidenten.“ Ein Anderer sagte: „Wenn der Kaiser mit Sinzendorf spielt und gewinnt, so gewinnt er nur sein eigenes Geld.“ Sinzendorf verkaufte Aemter und Gnaden, erwarb alte Staats- und Hofschulden um einen niedrigen Preis, ließ sich dann

die ganze Summe auszahlen, und wurde durch diese und andere ähnliche Mittel ein steinreicher Mann; so oft ihm eine Prüfung der Rechnungen drohte, wußte er sie durch Geld abzuwenden. Er machte zwar auch einzelne Versuche, Handel und Industrie in Oesterreich zu beleben, allein mit ebenso wenig Glück als Geschick; er wollte von jeder Unternehmung gleich den Nutzen sehen, verschwendete daher rasch viel Geld, ohne der natürlichen Entwicklung einer Sache ihren Lauf zu lassen, und hatte auch bei solchen Angelegenheiten immer sein Privatinteresse im Auge. So wurde beispielsweise eine „orientalische Handelscompagnie" gegründet, für welche große Geldsummen zusammenkamen, die aber schon nach zwei Jahren dem Bankerott nahe war. Mit Mühe rettete die Gesellschaft noch einen Theil ihres Kapitals und trieb damit den ungarischen Ochsenhandel, für welchen sie sich ein Monopol zu verschaffen wußte. Sinzendorf gab sich auch mit Goldmachern und Alchymisten ab, so z. B. mit dem Abenteurer Francesco Giuseppe Borri, welcher im Jahre 1670 in Wien war und lange Zeit hindurch die Welt glauben gemacht hat, er habe damals den Kaiser Leopold von einer Vergiftung durch brennende Kerzen geheilt, während doch der Kaiser um jene Zeit ganz gesund war. Sinzendorfs Wirthschaft war so schlecht, daß sogar aus der Mitte des unter ihm stehenden Collegiums eine sehr ernsthafte und gründliche Opposition gegen ihn sich erhob. Der Hofkammerrath und Vicepräsident Johann Quintin Graf Jörger, ein allgemein geachteter, einsichtsvoller, geschäftskundiger und ehrlicher Mann, richtete schon im Jahre 1666 eine Klagschrift an den Kaiser: Sinzendorf sei über seine Instruction hinausgegangen, handle nach Willkür, beachte keine fremde Meinung; das ganze Rechnungswesen sei in Unordnung, die Visitationen würden gänz-

lich unterlassen, die getreuen und tauglichen Diener würden entfernt, fremde und unbrauchbare angestellt. Den jährlichen Voranschlag gebe der Präsident nie rechtzeitig, sondern erst wenn es die höchste Noth erfordere. In einer zweiten Denkschrift vom Jahre 1667 deckte Jörger noch mehr im Detail die Schäden der Verwaltung auf, klagte Sinzendorf an, daß er sich, wenn nicht um eine Million, doch gewiß um einige hunderttausend Gulden bereichert habe, daß er sich rühme, er habe keine Rechnung abzulegen.

Auch Fürst Lobkowitz trat, als er nach Auerspergs Sturz erster Minister wurde, gegen Sinzendorfs Wirthschaft auf und setzte dem Kaiser in einer Denkschrift auseinander, daß es auf dem bisherigen Wege nicht fortgehen könne. Leopold war gleich bereit, bei sich selbst anzufangen, seine eigenen Ausgaben herabzusetzen, und befahl auch den Vorständen der Hofämter, sich einzuschränken. Allein von allen Seiten tönte ihm die Antwort entgegen, man sei ohnedieß schon eingeschränkt genug und könne unmöglich in den Ausgaben noch weiter herabgehen. Es wurde nun eine Commission zur Prüfung der Verwaltung eingesetzt, vor welcher der Kammerpräsident die vollständigsten Angaben zu machen verpflichtet sein sollte. Diese Commission sollte die Buchhaltung prüfen, die Rechnungsausweise durchsehen, die untauglichen Beamten entfernen, alle Mittel zur Vermehrung der Einkünfte, zur Hebung von Industrie und Handel angeben. Allein bald beschwerte sich die Hofkammer gegen die Commission; letztere lasse sich mehr auf Persönlichkeiten ein, als auf eine Reform des Amtes, und richte ihre Angriffe auch gegen ehrliche Beamte. Sinzendorf legte der Commission alle möglichen Hindernisse in den Weg, und es kam in Folge dessen zu heftigen Erörterungen zwischen ihm und Lobkowitz. Das Ende der ganzen Sache

war ein klägliches: am 2. Januar 1672 erstattete Sinzendorf einen Bericht über die Besserung der Finanzen, in welchem vorzugsweise nur von Steuererhöhung und Steuereintreibung die Rede war. Der Kaiser aber wurde gänzlich getäuscht: mit Handbillet vom 17. Juni 1672 versicherte er den Hofkammerpräsidenten seiner vollen Gnade: er habe erkannt, daß Sinzendorf und seine Räthe ihre Pflicht erfüllt und die ausgesprengten verläumderischen Anklagen nicht verdient haben; die Commission solle geschlossen und aufgehoben werden. Die Untersuchung der Finanzverwaltung wurde ausschließlich in Sinzendorfs Hand gegeben, und nur im Allgemeinen ihm die Aufsicht über die Landkammern, die Abstellung der Mißbräuche, die Vermehrung der Einkünfte und die Verminderung der Ausgaben anempfohlen. Die Commission ward aufgelöst, und mit der Reform des Finanzwesens war es vorbei. Statt einer durchgreifenden Veränderung in den leitenden Kreisen wurden neue Instructionen für untergeordnete Aemter und Kassen ausgegeben, Visitationen der Landkammern angeordnet, rückständige Steuern eingetrieben. Die Verwaltung blieb wie sie war; Sinzendorf lebte wie zuvor auf großem Fuße, und erhielt sich trotz aller Unterschleife noch bis 1680 im Amte. Er blieb mit Lobkowitz auf gespanntem Fuße, suchte ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden, und überlebte ihn in des Kaisers Gunst.

Allein im Jahre 1679 nöthigte die bodenlose Geldnoth den Kaiser abermals, ein Gutachten von Jörger über die Finanzübelstände sich erstatten zu lassen. Derselbe sprach sich neuerdings mit großer Freimüthigkeit aus über die Eigenschaften, welche ein Hofkammerpräsident oder Finanzminister haben müsse, und über die entgegengesetzten Fehler, an welchen Sinzendorfs Verwaltung leide. Seine Ver-

besserungsvorschläge sind gerichtet auf eine neue Organisation der Hofkammer, jährliche Berichterstattung des Präsidenten über seine Verwaltung, die im geheimen Rath vorzulesen und zu prüfen sei, Untersuchung über den gar zu rasch entstandenen Reichthum der Beamten, sowie über den Ankauf kaiserlicher Schulden, endlich auf Errichtung einer Hauptkasse, in welche die einzelnen Beamten alles Geld einliefern, das nicht zu frommen Zwecken oder zu Amtshandlungen nöthig ist. Ferner beantragt er bessere Wirthschaft bei Hofe und in der Verwaltung, beschränktere Verleihung der Würden und der damit verbundenen Geldgnaden, gesetzliche Beschränkung des Luxus am Hof und beim Militär, Bezahlung der Kriegsschulden, Anlegung von Magazinen und Zeughäusern während der Friedenszeit, damit man nicht während des Krieges dazu gezwungen sei, endlich einen jährlichen vorläufigen Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben. — Meines Erachtens zeigen gerade diese Verbesserungsvorschläge in ihrer naiven Vortrefflichkeit auf's Beste, wie sehr die österreichische Finanzverwaltung einerseits in den Anfangsgründen stand und andererseits im Argen lag. Dagegen schlägt Jörger, den Ideen und Einsichten seiner Zeit voraneilend, auch eine allgemeine gleiche Besteuerung mit Aufhebung aller desfallsigen Vorrechte und Befreiungen vor.

In Folge dieses Gutachtens ernannte der Kaiser abermals eine Untersuchungscommission über Sinzendorfs Verwaltung. Nach sorgfältiger Prüfung, und nachdem Sinzendorf in Bezug auf die meisten Anschuldigungen Geständnisse abgelegt und die Gnade des Kaisers angefleht hatte, wurde er wegen schlechter Verwaltung, Amtsvernachlässigung, Diebstahl, Betrug und Meineid für schuldig erklärt, aller seiner Aemter entsetzt und verurtheilt, an einem vom

Kaiser zu bestimmenden Ort als Privatmann zu leben und eine Entschädigungssumme von 1,970,000 fl. zu bezahlen. Seine Güter wurden zum Kauf ausgeboten, aber Leopolds Gnade gab der Familie des Unglücklichen mehrere derselben zurück. Im folgenden Jahre starb Sinzendorf. Seine untergebenen Beamten handelten vielfach nicht besser als er. Sinzendorfs Nachfolger war der, wie der Hofkanzler Hocher aus dem Breisgau stammende Christoph Abele, ein ziemlich ordinärer Emporkömmling, der durch Verschlagenheit und Geschäftskenntniß sich aus den Kanzleien emporgearbeitet und namentlich in der großen ungarischen Verschwörung gute Dienste geleistet hatte. Er starb 1685 im Alter von 67 Jahren, ohne die Hofkammer wesentlich gebessert zu haben. Leopold hinterließ allerdings seinem Sohne die österreichischen Finanzen in keinem viel besseren Zustande, als er sie von seinem Vater übernommen hatte; denn auch nach Sinzendorfs Sturz und nach Beseitigung des gröbsten Unfugs dauerten viele und wesentliche Mängel der Verwaltung fort, und die unausgesetzten gewaltigen Kriege ließen die Monarchie nicht zur Ruhe und das Volk nicht zu Wohlstand kommen. Die gegenwärtige Zeit aber urtheile in und außer Oesterreich nicht zu heuchlerisch streng über diese Dinge, sondern blicke lieber in den nur leicht umflorten Spiegel ihrer eigenen Schande und ziehe die Balken aus dem eigenen Auge.

Wie Kaiser Leopold den politisch treulosen und aufrührerischen ungarischen Protestanten mit rücksichtsloser Strenge entgegentrat und andererseits in den Bemühungen zur Wiedervereinigung oder Versöhnung der getrennten Religionsparteien bis an die äußerste Grenze des vom katholischen Standpunkte aus Zulässigen und Denkbaren ging, habe ich schon an früheren Stellen gezeigt. In den deutsch-österrei-

chischen Ländern ließ er, von seiner hohen Gerechtigkeitsliebe geleitet, die Verhältnisse der Protestanten in demjenigen Stand, in welchem er sie bei seinem Regierungsantritt getroffen hatte, und welcher durch den westfälischen Frieden gewährleistet war. Selbst der protestantische Geschichtschreiber K. A. Menzel muß anerkennen, daß Leopold in diesen Angelegenheiten mit Schonung und innerhalb gesetzlicher Formen handelte, ohne Härte und ohne Verfolgung der Personen, die er vielmehr, wenn ihre Beschwerden an ihn gelangten, gegen widergesetzliche Bedrückung in Schutz nahm. Einem protestantischen Fürsten, der an den kaiserlichen Hof kam, sagte Leopold: „Seien Sie versichert, daß wir kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben. Der Zustand aber ist bekannt, daß wir hernach nicht Alles verhindern können, wenn sie sich nicht genug in Acht nehmen, sondern nur einen Schein geben, daß die Gegner sich bei uns über sie beschweren können."

Im Uebrigen war Kaiser Leopold, so zweifellos seine strenge Frömmigkeit und katholisch-kirchliche Gesinnung feststeht, so sehr und gern er auf den Rath würdiger Priester zu hören pflegte, doch keineswegs geneigt, staatliche Interessen priesterlichen Wünschen zu opfern. Durch ganz Europa herrschte in seiner Zeit das absolute Fürstenthum; die politische Anschauung des Absolutismus erfüllte die Herrschenden und die Unterthanen; auch Leopold lebte ganz natürlich in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit. Damit hängt es denn zusammen, daß wir sogar unter der Regierung dieses angeblich von den Jesuiten regierten Monarchen ganz unverkennbare Spuren der Tendenz finden, die Rechte der katholischen Kirche und Geistlichkeit durch Regierungsverordnungen zu beschränken. Es wurde festgesetzt,

daß die Geistlichkeit ohne kaiserliche Zustimmung keine liegenden Güter erwerben könne, daß kein Kloster ohne Mitwirkung eines Regierungskommissärs einen Abt oder eine Abtissin wählen dürfe, daß die Anstellung der niederen Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron ausgehen müsse u. s. w. So fromm Leopold war, so wurde er doch auf diesem Gebiete der inneren Verwaltung, gerade wie wir es auf jenem der auswärtigen Politik gesehen haben, in seiner Handlungsweise ausschließlich bestimmt durch das österreichische Staatsinteresse, wie er es zu begreifen sich befähigt fühlte. Gerade weil er ein ernsthaft religiöser Mann war, stand ihm die Berufstreue und Pflichterfüllung in seinem hohen Fürstenamt in erster Reihe. Dabei sind Irrthümer und Fehler möglich und wirklich, aber der Kern und die Quelle des Handelns war tüchtig und rein.

Um die Uebersicht der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung unter Kaiser Leopold zu vervollständigen, soll nun auch noch mit einigen Worten von der Kriegsverwaltung die Rede sein. Auf diesem Gebiet herrschte, im engsten Zusammenhang natürlich mit der schlechten Finanzverwaltung, ebenfalls eine große Noth. Die Ansprüche, welche der rastlose Sturm der Zeiten fortwährend an die Geld- und Menschenkräfte der Monarchie machte, waren ungeheuer. Frankreich war auf der Bahn der staatlichen Entwicklung, des Absolutismus und der Centralisation um ein halbes Jahrhundert vorangeeilt, sein König war ein begabter, leidenschaftlicher, rastlos thätiger Mann. Diesem gefährlichen Hauptfeinde gegenüber waren Oesterreichs Kräfte fast immer unzulänglich, und nur die sichtbare Hilfe der Vorsehung konnte die Monarchie vom Untergang retten. Allein die auf's Höchste gespannten, verzweifelten Anstren-

gungen, in Verbindung mit der durchschnittlich geringen Begabung der meisten österreichischen Beamten, brachten Unordnung und Verwirrung in die Armeeverwaltung. Trotz des vielen Geldes, welches immer gebraucht wurde, waren die Soldaten meistens nicht gut ausgerüstet, schlecht genährt, unregelmäßig besoldet. Der große Feldherr Prinz Eugen wurde durch diese Dinge oft in den bewundernswürdigsten Thaten gehemmt, oft beinahe zur Verzweiflung gebracht, und seine Schilderungen der Mißstände, mit welchen er zu kämpfen hatte, sind manchmal geradezu haarsträubend. Endlich entschloß sich, wie wir früher gesehen haben, dieser geniale Mann, neben dem Amte des Oberfeldherrn zugleich jenes des Hofkriegsrathspräsidenten, d. h. des Kriegsministers, zu übernehmen. Kaiser Leopold erkannte den Werth dieses Retters seiner Monarchie in seiner vollen Bedeutung: Neid, Eifersucht und Undankbarkeit waren des Kaisers reiner Seele gänzlich fremd. Darum gab er sein Heerwesen mit unbeschränktem Vertrauen in Eugens Hand, und dieser hat in der That die österreichische Armee vollständig umgestaltet und einer jeden europäischen ebenbürtig gemacht, was sie auch bis 1866 geblieben ist. Allein Leopold sollte die Vollendung dieses großen Werkes nicht erleben: Eugens schöpferische Thätigkeit hatte erst wenige Jahre gedauert, als der Kaiser vom irdischen Schauplatz abgerufen ward.

Das Gesammtbild der inneren Staatsverwaltung unter Leopold I. zeigt uns einen aus den Trümmern des mittelalterlichen Feudalstaates unter schweren Geburtswehen sich erst allmälig und unter aller möglichen Ungunst der Verhältnisse hervorarbeitenden absoluten Polizeistaat unter dem Scepter eines gerechten, väterlich milden, nur im wahren Nothfall unerbittlich strengen, rastlos arbeitsamen, aber der selbstgesteckten Aufgabe nicht auf allen Gebieten gewachsenen

Monarchen. Wer mehr zu seinem Nachtheil sagt, gibt der Wahrheit nicht die Ehre; sie auch zu seinem Vortheil nicht zu beleidigen, ist meine Pflicht. —

VII.

Der kaiserliche Hof.

In dem wechselvollen, bunten, von Leidenschaften aller Art bewegten Getriebe der österreichischen Hof- und Regierungskreise stand während eines halben Jahrhunderts der äußerlich unscheinbare Kaiser Leopold gleichwohl als der feste geistige Mittelpunkt, seines Strebens und Wollens sich klar und sicher bewußt. Es ist ein großer Irrthum der Geschichtsbaumeister einer gewissen, wohl bekannten Richtung, wenn sie meinen, ihr wegwerfendes Urtheil über diesen Monarchen sei eine ausgemachte Thatsache der Wissenschaft: es wird keinem Vernünftigen einfallen, die Lorbeern eines Helden um Leopolds Stirn zu winden, oder einen politischen Riesen aus ihm machen zu wollen, aber die richtige und unläugbare Bedeutung des Kaisers für die Entwicklung seiner Monarchie wird in steigendem Maße erkannt werden, je mehr die Freunde dieser Monarchie sich jeder unhaltbaren Uebertreibung zu enthalten wissen. Bereits haben sich protestantische Geschichtsforscher von unparteiischer Wahrheitsliebe und gründlichen Kenntnissen veranlaßt gesehen, es nachdrücklich auszusprechen, daß die von Leopold I. gewählte und beharrlich eingehaltene Politik sich als der richtige Weg Oesterreichs auch im weiteren Fortschritt der europäischen Dinge erprobt habe, und diese gewichtige Wahrheit sollte mit allem Ernste beherzigt werden von den Machthabern der Gegenwart. In der That kann

der Einsicht und Festigkeit Leopolds in Bestimmung seiner politischen Entschließungen, seiner standhaften Ausdauer in dem einmal Beschlossenen, seiner heldenmüthigen Festigkeit und Ruhe in jeglichem Mißgeschicke weder ihr sittlicher Werth, noch ihr großer Antheil an dem, was Oesterreich bis in die letzten Jahrzehnte in Europa bedeutet und gegolten hat, ohne Ungerechtigkeit abgesprochen werden. Die vielfach behauptete politische Abhängigkeit des Kaisers von der katholischen Priesterschaft im Allgemeinen oder von der Gesellschaft Jesu insbesondere war in der That nicht begründet, wie wir dieß an der Hand unzweideutiger geschichtlicher Thatsachen gesehen haben. Wie Leopold überhaupt in der Wahl seiner Räthe und Feldherren sehr unabhängig und entschlossen, auch frei von aller Eifersucht und undankbaren Gesinnung war, so nahm er auch keinen Anstand, die Schicksale seiner Armeen und damit seines Reiches voll unbedingten Vertrauens in die Hand des Prinzen Eugen zu legen, dessen Denkweise in kirchlichen Dingen mit den Anschauungen der Jesuiten in einem sehr ausgesprochenen Gegensatze stand. Auch zum Oberhofmeister seines Sohnes und Nachfolgers Josef wählte der Kaiser in der Person des Fürsten Salm einen Mann, dessen Gesinnungen den Jesuiten nicht gefallen konnten, und welcher sich gleichwohl behauptete. Der Kaiser schätzte und verehrte in der Gesellschaft Jesu ein höchst werthvolles Glied des kirchlichen Organismus, und seine persönliche Frömmigkeit stand in vollster Uebereinstimmung mit den Lehren und Vorschriften der Jesuitenväter, aber niemals dachte er daran, sich von ihnen oder von Einzelnen unter ihnen in politischen Dingen grundsätzlich leiten zu lassen. Er war, wie gesagt, selbst der feste Punkt, um den sich Alles drehte. Unter ihm und durch seine Politik ist Oesterreich eine europäische

Großmacht geworden, und man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß ihm dieß gleichsam ohne sein Wissen und Wollen im halben Schlafe gelungen sei. Er hatte weder das Talent noch die Lust, sich mit äußerlich glänzenden Herrschereigenschaften geltend zu machen: aber was die Hauptsache ist, denken und arbeiten, das verstand er ganz gehörig.

Und dieser nach allen Richtungen bedeutende Mann, welcher neben Ludwig XIV. an der Spitze der civilisirten Welt stand, und diesem französischen König gegenüber so recht eigentlich das christliche, gute Princip darstellte, führte zugleich an seinem ziemlich ernsten und düstern Hofe ein Leben großer Einfachheit und Zurückgezogenheit, jedenfalls ein Leben ohne Pracht und Ueppigkeit. Ein Reisender aus dem Jahre 1704 sagt: „Die kaiserliche Burg hat ein schlechtes Ansehen, besonders der innere Hof mit den Zimmern des Kaisers. Die Mauern sind dick und plump, wie die einer Stadtmauer, die Treppen finster und ärmlich, ohne alle Verzierung, die Zimmer niedrig und eng, die Decken oben mit gemalter Leinwand überzogen, die Dielen von den gemeinsten Tannenbrettern, wie sie bei den einfachsten Bürgern nicht geringer anzutreffen sein dürften. Alles ist so einfach, als wenn es für Mönche erbaut wäre. Auf einem kleinen mit Mauern umgebenen Platz unter dem Zimmer der Kaiserin, welcher das Paradiesgärtlein heißt, werden einige Blumen und Bäume kümmerlich unterhalten." In diesen Gemächern lebte der deutsche Kaiser, wenn er nicht auf seinen Landsitzen Laxenburg, Ebersdorf und Schönbrunn war, in täglicher harter Arbeit und tiefer Zurückgezogenheit. Den Hof beherrschte im Allgemeinen die spanische Etiquette; auch des Kaisers Kleidung war im Wesentlichen die spanische: schwarz, mit überhängendem offenem

Mantel, Strümpfe und Hutfeder scharlachroth, auf der Brust das goldene Vließ; in Fällen von Familientrauer pflegte er sechs Wochen lang den Bart wachsen zu lassen. Eine unwandelbare Tagesordnung, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, regelte Arbeit und Erholung. Fuhr der Kaiser auswärts, so zählte sein Wagenzug stets 20 Wagen, und wurde innerhalb der Residenzstadt von der Leibwache zu Pferd und zu Fuß begleitet. In der ersten Kutsche saß der Kaiser vorwärts, die Kaiserin ihm gegenüber; zu beiden Seiten gingen zahlreiche Hofbediente mit entblößten Häuptern. Außerhalb der Stadt nahm der Kaiser manchmal einen seiner Minister in den Wagen, ließ auch wohl einige Wagen vorausfahren. Zum Speisen an seiner Tafel wurden nur Kurfürsten und regierende Reichsfürsten geladen, welche berechtigt waren, sich in des Kaisers Gegenwart zu bedecken; nicht regierende Prinzen und auswärtige Gesandte hatten nur die Erlaubniß, daneben zu stehen, und entfernten sich, wenn der Kaiser den ersten Trunk gethan hatte. Gewöhnlich saß er allein mitten an der Tafel, am oberen Ende die Kaiserin, am unteren eine Erzherzogin. Wenn er aber auf der Jagd war oder bei der Kaiserin speiste, wurden auch nichtregierende Fürsten und Grafen zu Tische gezogen; in letzterem Falle versahen Hofdamen die Bedienung. Die Tafelzeit war elf Uhr. Der Kaiser pflegte höchstens eine Stunde bei Tisch zu bleiben; die Speisen zerlegte er selbst, ohne weitere Hilfe. Man brachte ihm zu Tische jeweils drei Becher, einen mit weißem, einen mit rothem Wein, einen dritten mit Wasser. Leopold trank wenig, und goß immer Wasser zum Weine. Während der Mahlzeit unterhielt er sich auch mit seinen Pagen und Hofnarren, und hörte der Musik zu. Abends pflegte er meist in den Gemächern der Kaiserin zu speisen.

Regelmäßig führte Leopold den Vorsitz in den Geheimerathssitzungen; außerdem ertheilte er dreimal wöchentlich Abends von 7 bis 9 Uhr Audienz für Jedermann, der ihm etwas vorzubringen hatte. Bei der bekannten Milde und Güte des Kaisers war der Zudrang zu diesen Audienzen sehr groß; die sich Anmeldenden wurden Tags zuvor eingeschrieben, und da Leopold auch die längsten Vorträge geduldig anhörte, so nahmen oft drei bis vier Personen einen ganzen Abend weg und es mußte wohl mancher Eingeschriebene lange genug warten, bis die Reihe an ihn kam. Bei einer solchen Gelegenheit soll es vorgekommen sein, daß ein Offizier von der italienischen Armee, der mehrere Abende hindurch vergeblich gewartet hatte, als er einige Geistliche nach einander zum Kaiser hineinrufen sah, diesem fluchend in italienischer Sprache zurief: „Kaiser, laß deine Offiziere rufen, die sich für dich todtschießen lassen, nicht deine Pfaffen, welche dir Mährchen erzählen.“ Es verlautet nichts davon, daß der Kaiser diese Unverschämtheit übel genommen oder bestraft hätte, wie er denn überhaupt trotz aller spanischen Grandezza gerne geneigt war, Vieles hingehen zu lassen, wenn es nicht ohne Geist und Salz war.

Die am Hof herrschende Sprache war im Allgemeinen die italienische. Indem ich dieß bedauere, kann ich nicht umhin, die Lächerlichkeit Derjenigen hervorzuheben, welche diesen Umstand ausbeuten gegen das Haus Habsburg, während sie es ganz entschuldbar und verzeihlich finden, wenn der große Friedrich aus dem Hause Hohenzollern ausschließlich nur französisch sprach und schrieb. In der That und Wahrheit sind diese beiden Thatsachen ungefähr gleich beklagenswerth und gleich entschuldbar. Das Erstere bedarf keiner näheren Begründung; das Letztere weiß Derjenige zu würdigen, welcher aus den literarischen Producten

des siebenzehnten Jahrhunderts die klägliche Verunstaltung der deutschen Rede- und Schreibweise jener Zeit kennen gelernt hat. In der That befand sich damals die deutsche Sprache in einem Zustand der Verzerrung, Mißbildung und Vermischung mit den mannigfaltigsten Brocken aus allen möglichen fremden Sprachen, so daß man es einem gebildeten Menschen kaum ernstlich übel nehmen konnte, wenn er sich in Rede und Schrift lieber eines anderen Idioms bediente. Es war durchaus das Gepräge des dreißigjährigen Krieges, welches mit seinem Kainszeichen noch auf der deutschen Sprache und Literatur ruhte, und es bedurfte der angestrengtesten Arbeit mehrerer Generationen, bis dieser Fluch gehoben war.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten am Wiener Hof war durch eine Reihe von Jahren der Kapuziner P. Emerich, mit seinem Familiennamen Sinelli, ein geborener Ungar, zuerst Prediger an verschiedenen Orten, dann Kapuzinerguardian in Wien, Prediger bei den Schotten, Beichtvater des Fürsten Lobkowitz und später des Kaisers selbst. Er wird geschildert als ein stiller, bescheidener und verschwiegener Mann, der Nichts für sich und Nichts für Andere verlangte, und trotz seiner angeblich einflußreichen Stellung sich stets nur unterschrieb: „Der unterthänigste Kaplan.“ Von 1658 bis 1680, wo er Bischof von Wien wurde, wendete sich der Kaiser in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn; das k. k. Staatsarchiv bewahrt jetzt noch Leopolds Briefe an den „Kaplan“ auf. Freilich weiß Niemand, welches schließlich für Leopold die bestimmenden Einflüsse bei seinen Entschließungen waren. Jedenfalls ist sein Verhältniß zu dem Kapuziner kein Beweis für den beherrschenden Einfluß der Jesuiten, deren offener Gegner Emerich war. Allein die nämlichen Schriftsteller, welche Leo-

pold einen Jesuitenkaiser nennen, erzählen im nämlichen leidenschaftlichen Athemzug auch von der Herrschaft des jesuitenfeindlichen Kapuziners, oder, wenn sie Etwas merken, machen sie in der Geschwindigkeit den Kapuziner auch zu einem Jesuiten. Es kommt nicht so genau darauf an, wenn nur den „Pfaffen" Eins versetzt wird. Im Verhältniß zu Lobkowitz theilte der Kaiser dem P. Emerich alle Anklagen gegen den Minister mit, auf daß dieser seine Feinde kenne und ihnen auszuweichen vermöge. Als Lobkowitz gestürzt wurde, war Emerich der einzige Mensch am Hofe, der ihm gleichwohl freundlich und ergeben blieb. Der Kaiser hatte an diesem Charakterzuge sicherlich kein Mißfallen. Denn von 1674 bis 1680 stand Niemand höher in seiner Gunst, als Emerich. Er starb in Wien 1685, nachdem er noch den Sieg der von ihm im Gegensatz zu Lobkowitz stets empfohlenen milderen Politik in Ungarn erlebt hatte.

Wie gänzlich einsichtslos von den Schriftstellern des Fortschritts über die Verhältnisse an Leopolds I. Hof gesalbadert wird, das sieht man auch an der zuweilen vorkommenden Bemerkung, daß der französisirende Lobkowitz „der Hauptgegner des spanischen Hochmuths, der spanischen Verfinsterung und Unterdrückung" war, daß er aber genau so lange am Hofe allmächtig war, als des Kaisers erste spanische Gemahlin lebte. Die Wahrheit ist, daß die kindlich milde Margaretha Theresia sich nicht um Politik kümmerte und daß Lobkowitz fiel, als Leopold den Beweis in Händen hatte, daß sein Minister, wie dieser von sich selbst aussagte, „ein ergebener Diener des Königs von Frankreich" war. Die spanische Kaiserin aber mochte den Fürsten Lobkowitz wohl leiden, weil er ein geistvoller, unterhaltender Weltmann war; von seinen politischen Neigungen und Irrgängen hatte sie kaum eine Idee.

Eine wohlverdiente hohe Stufe am Hof und in des Kaisers Gunst nahm Graf Raimund Montecuculi ein, der erste Besieger der Türken, welcher durch den moralischen Eindruck der Schlacht bei St. Gotthard alle späteren Heldenthaten gegen die Osmanen erst möglich gemacht hatte. Er war ein Modenese, der sein ganzes Leben in des Kaisers Dienst zugebracht hatte, gern tadelnd und verdrießlich, scharfblickend, vorsichtig und umsichtig, ein tiefer Denker und vielseitig wissenschaftlich gebildeter Mann. Sein schlechter Humor hielt den Kaiser nicht ab, ihm außer der wohlverdienten Achtung eine herzliche Zuneigung zu schenken, die man deutlich aus der großen Theilnahme erkennt, welche Leopold bei seines Feldherrn Erkrankung und Tod ausspricht. Vom Kaiser im Jahre 1672 in den Reichsfürstenstand erhoben, starb Montecuculi zu Linz, wohin er den Kaiser wegen der Pest begleitet hatte, am 16. October 1680, ohne den großen Türkenkrieg zu erleben. Montecuculi's politisch-militärischer Lieblingsplan, die Errichtung einer großen stehenden Armee als Grundlage der kaiserlichen Macht, war von Kaiser Leopold beharrlich abgelehnt worden. Um diesen Gedanken den Kindern unserer Zeit recht verständlich und greifbar zu machen, muß man die Sache so ausdrücken: Montecuculi rieth dem Kaiser, um aus dem Elend des deutschen Reichsunwesens siegreich hervorzugehen, dasjenige Verfahren an, welches Preußen unter dem großen Kurfürsten, unter Friedrich II. und unter Kaiser Wilhelm erfolgreich eingeschlagen hat. Leopold war aber nach seiner sittlich-religiösen Gesinnung ebenso wenig, als nach seinen Grundsätzen politischer Rechtschaffenheit und Friedfertigkeit der geeignete Mann, um auf die wohldurchdachten Plane des tiefsinnigen Italieners thatkräftig einzugehen.

Die wesentlich politischen Männer des Kaiserhofes, Portia, Auersperg, Lobkowitz, Sinzendorf und Hocher, haben wir, weil sie von den politischen Ereignissen untrennbar sind, im Verlauf der Erzählung eben dieser Ereignisse kennen gelernt.

Lobkowitz war erster Minister und zugleich Oberhofmeister gewesen; im ersteren Amte erhielt er keinen Nachfolger, weil Leopold von jener Zeit an sein eigener Premierminister sein wollte; an die Spitze des eigentlichen Hofstaates dagegen wurde nunmehr Johann Maximilian Graf von Lamberg gestellt. Er war der Sprößling eines altösterreichischen Hauses, 32 Jahre älter als der Kaiser, hatte noch den westfälischen Frieden als kaiserlicher Bevollmächtigter unterzeichnet, war lange Jahre Gesandter in Spanien gewesen und hatte Leopolds erste Ehe mit Margaretha Theresia vermittelt. Wenn der intrigante und bis zum äußersten Grad gewissenlose französische Gesandte Gremonville behauptet, Lamberg sei „ganz der Mann, ein großes Präsent anzunehmen, wenn er überzeugt ist, daß es verschwiegen bleibt", so genügt mir diese mit Nichts begründete Lästerrede eines anerkannten Erzbösewichts nicht, um einen dem Kaiser so nahestehenden, in seinem Dienst ergrauten Mann ohne Weiteres als der Bestechung zugänglich zu bezeichnen. Uebrigens hatte und entwickelte auch Lamberg in politischer Beziehung gar keinen besonderen Einfluß. Er war ein sehr gewandter, aber nicht besonders geistreicher, eher etwas beschränkter Hofmann.

Auch der Reichshofrathspräsident Graf Johann Adolf von Schwarzenberg vermochte sich zu keiner eigentlich hervorragenden Stellung aufzuschwingen. Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Oheim und von Frankreich als Nebenbuhler Leopolds bei der Kaiserwahl in Vorschlag

gebracht, aber seinem kaiserlichen Neffen treu geblieben, war Schwarzenbergs vorzüglichster Gönner gewesen; Schwarzenberg hatte sich lange im Ausland herumgetrieben, war mit Leopold Wilhelm in den Niederlanden gewesen, während der Erzherzog dort als Statthalter wirkte, und wurde deßhalb am Wiener Hofe zuerst ziemlich kühl aufgenommen. Auch soll er allein dem Erzherzog gerathen haben, die Bewerbung um die Kaiserkrone ernstlich aufzunehmen, und dem Kaiser Leopold dürfte dieß nicht unbekannt geblieben sein. Allein Schwarzenberg war ein österreichischer Aristokrat von ächtem Schrot und Korn, vertheidigte in der Politik die richtigen Traditionen des Hauses Habsburg, den Zusammenhang Oesterreichs mit Deutschland, die Hoheit des Kaiserhauses, den Bestand des Reiches und seine Unabhängigkeit nach außen. Er war ein Feind der Schweden und Franzosen, und ein sehr geordneter, fleißiger Arbeiter. Im Jahre 1670 wurde er zum Reichsfürsten ernannt, und 1674 in den deutschen Reichstag eingeführt. Sein Einfluß wäre vielleicht bedeutender geworden, wenn er die spätere Zeit des entschlossenen Kampfes gegen Frankreich hätte erleben können; allein er starb, 68 Jahre alt, schon im Jahre 1683, ohne, mit Ausnahme der deutschen Reichsangelegenheiten, eine eigentlich bedeutungsvolle Wirksamkeit entfaltet zu haben. Erwägt man, daß sein Vater Graf Adam Schwarzenberg brandenburgischer Minister während des dreißigjährigen Krieges gewesen war, freilich als solcher dem Kaiser große Dienste geleistet hatte, so findet man es erklärlich, daß der Sohn in Oesterreich noch Schwierigkeiten begegnete. Jedenfalls hat er das Besitzthum, die Bedeutung, das seitherige Ansehen seines Hauses in Oesterreich mit Energie und mit Geschicklichkeit zu begründen gewußt.

Alle die bisher kurz gezeichneten Männer verließen schon in der ersten Hälfte der Leopoldinischen Regierung den Schauplatz des Wiener Hof- und Beamtenlebens; auch Hocher, der starre Absolutist, war wenige Monate vor der Belagerung Wiens gestorben. In der zweiten Hälfte von Leopolds Herrscherzeit sehen wir den Kaiser weder von so zahlreichen, noch auch, mit einziger Ausnahme des Prinzen Eugen von Savoyen, von so bedeutenden Dienern und Rathgebern umringt; Eugen allein wog freilich manches Dutzend auf und leistete durch die feste Begründung und Organisation der Armee für Habsburgs Machtstellung in Europa mehr, als sämmtliche Schreiber und Hofschranzen, klein und groß, hoch und niedrig. Allein Minister und Hofleute waren natürlich immer in ausgiebiger Anzahl vorhanden, wenn ihnen auch Leopold weniger Macht einräumte, als früher; und von den einflußreicheren Persönlichkeiten dieser zweiten Regierungshälfte müssen wenigstens die Hervorragendsten kurz skizzirt werden.

Da begegnet uns denn vor Allen der Rheinländer Theodor Graf von Strattmann, wie Hocher und Abele ein Emporkömmling aus unberühmter Familie, und wie sie durch zähe Arbeitsamkeit und Geschäftsgewandtheit nach und nach emporgestiegen. Im Jahre der Belagerung Wiens wurde er in den Grafenstand erhoben und zu Hochers Nachfolger als Hofkanzler ernannt; von da an bis zu seinem Tod im Jahre 1692 behauptete er sich in Amt und Einfluß; man wirft ihm vor, daß er zwar für alle Fälle und Fragen Rath gewußt habe, allein oft nur Palliativmaßregeln. Er war ein ebenso liebenswürdiger Gesellschafter, wie rascher Arbeiter; der Friedensschluß zu Nimwegen, die Allianz mit den Seemächten im Jahre 1689, und die Verleihung der Kurwürde an Hanover waren die

wichtigsten Staatsangelegenheiten, mit welchen er in erster Reihe zu thun hatte.

Sein Nachfolger im Hofkanzleramt war der Baron Julius Friedrich Bucelini, von dem erzählt wird, Leopold habe ihn aus einer mehr untergeordneten Stellung deßhalb zu Gnaden und Ehren aufgenommen, weil er die Beschlüsse einer vom Kaiser mit nur zwei Vertrauten abgehaltenen wichtigen politischen Conferenz mit unerwartetem Scharfsinn zu errathen verstanden habe. Im Uebrigen wird er als ein gutmüthiger, harmloser, friedliebender Mann geschildert, der ungemein gern Hofkanzler blieb. Er erreichte diesen Wunsch auch vollständig, indem er sich bis zu des Kaisers Tod in seinem Amt behauptete; dann legte er seine Stelle nieder, und starb erst 1712 im Privatstand.

Von weit höherer politischer Bedeutung als Strattmann und Bucelini war der böhmische Hofkanzler Graf Franz Ulrich Kinsky. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, ein großer Menschenkenner, ausgerüstet mit reichen und vielseitigen Kenntnissen, und Leopold übersah leicht sein abstoßendes Wesen, weil er sich auf seine Rechtschaffenheit mit gutem Grund verlassen konnte. Kinsky kannte nur eine eingehende, ernsthafte, gründliche Behandlung aller Dinge, und Strattmanns Arbeiten vom Tisch hinweg war ihm zuwider. Nachdem er beim Abschluß des Nimweger Friedens 1679 mit Strattmann zusammengewirkt, hatte er im Lauf der Zeit eine feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit energischer Bekämpfung Frankreichs gewonnen, und stemmte sich 1697 mit aller Macht, wiewohl ohne Erfolg, gegen den Abschluß des Friedens zu Ryswick. Kinsky war eifrig katholisch und durchaus unbestechlich; von der Erhebung Preußens zur Königswürde wollte er Nichts wissen, desto mehr beförderte er die Wahl des katholisch ge-

wordenen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zum König von Polen. Er starb am 24. Februar 1699, am Hochzeitstage des römischen Königs Josef I., und hinterließ seinem Monarchen die nahe Aussicht auf den unvermeidlich werdenden spanischen Erbfolgekrieg: in den hereinbrechenden schweren Zeiten gedachte der Kaiser wiederholt mit größter Hochachtung des dahingegangenen treuen Dieners. Die auswärtigen Geschäfte übernahm nach Kinsky's Tod der bisher als Gesandter in Madrid gewesene, treue aber unbehilfliche Graf Bonaventura Harrach; obgleich er in der Behandlung der spanischen Thronfolgefrage weder besonderes Geschick noch Glück geholt hatte, blieb ihm dennoch Leopolds Vertrauen unerschüttert. Sein Sohn Alois Thomas war sein Nachfolger in Madrid; er verdarb daselbst, was sein Vater noch gut gelassen hatte. Der alte Harrach starb erst 1706, 69 Jahre alt, zu Karlsbad.

Einer der treuesten, redlichsten und kenntnißreichsten Diener Leopolds war Johann Quintin Graf von Jörger, Convertit, Schwiegervater Rudiger Starhembergs, des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien, und am Abend seines Lebens Statthalter von Niederösterreich mit dem Sitz in der Residenz, wo er, 80 Jahre alt, im nämlichen Jahre mit dem Kaiser starb, und zwar arm, was damit zusammenhängt, daß er am Hof mit Recht den Beinamen „der Redliche" führte. Wir haben bereits gesehen, mit welch' großem und schließlich doch erfolgreichem Muthe Jörger gegen Sinzendorfs Finanzwirthschaft aufgetreten ist; auch in verschiedenen gefahrvollen Lagen der Monarchie ließ Leopold sich von ihm unmittelbare, ausführliche Gutachten erstatten, und hörte auch practisch auf seinen Rath.

Auch die Jesuitenpatres Müller und später Wolff unter die hervorragenden Erscheinungen des Wiener Hof-

und Staatslebens zu zählen, trage ich Bedenken. Sie waren dem Kaiser theils als Beichtväter, theils als fromme Priester, theils als angenehme Gesellschafter werth; einen bestimmenden Einfluß auf das Hofleben und auf die Staatsgeschäfte haben sie nach meiner Ueberzeugung nicht gehabt. Namentlich scheint es mir bei dem bekannten Verhältniß der Abneigung zwischen Prinz Eugen und den Jesuiten beinahe kindisch, zu behaupten, der Pater Wolff habe im Bunde mit Eugen den spanischen Erbfolgekrieg zu Stande gebracht. Gerade zu diesem Entschluß brauchte Leopold keinerlei Antrieb von außen, da er von seinem guten Rechte unerschütterlich überzeugt war und seinen Sohn Karl so zärtlich liebte. Eugen mußte ihm Armeen liefern und zum Siege führen, aber der Pater Wolff war in dieser Sache rein überflüssig.

Mitten unter dem Getriebe aller dieser und noch so vieler anderer wechselnden Persönlichkeiten am Hofe trat Leopold äußerlich, wenigstens in seinen späteren Jahren, ziemlich stille zurück. Während er ledig war, und während seiner beiden ersten Ehen, sowie bei Lebzeiten seiner Stiefmutter, der Kaiserin Eleonora von Mantua, welche im Jahre 1686 starb, wohnte er zwar noch öfters den Hoflustbarkeiten bei, namentlich im Carneval, machte Schlittenfahrten mit und besuchte Roß- und Menschen-Ballette. Namentlich die „Roßballette" spielten bei den Herrlichkeiten jener Zeit eine ganz hervorragende Rolle, und wir finden einzelne derselben, so z. B. das bei des Kaisers erster Vermählung aufgeführte, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bis in's Kleinste beschrieben.

Allein mit den zunehmenden Jahren und Sorgen, sowie unter dem edlen und milden Einfluß der Kaiserin Eleonora zog Leopold sich immer mehr auf Gebet, Arbeit und Familienleben zurück, und entsagte den rauschenden Ver-

gnügungen. Abgesehen von seiner ernsten sittlich-religiösen Richtung war auch seine Zeit in der That sehr in Anspruch genommen, da er sich um das Detail der Regierungsgeschäfte kümmerte, zahlreiche Audienzen gab, und nebenbei noch eine ausgedehnte eigenhändige Correspondenz mit seinen regierenden und sonst fürstlichen Verwandten, sowie namentlich auch mit seinem Gesandten Pötting in Madrid führte. Zu Allem hin war Leopold einigermaßen Pedant, und schrieb sich wie ein deutscher Kanzleibeamter die Zahlenergebnisse seiner Thätigkeit im Krakauer Kalender auf. So findet man aus dem Jahre 1683 notirt: „8265 Sachen von kaiserlicher Hand unterschrieben, 386 Briefe geschrieben, 481 Audienzen ertheilt.“ Dabei war Leopold guten Humors und allezeit gemüthlich. Als ihm einst sein Kapellmeister in Entzücken über das überraschend große kaiserliche Musik- und Compositions-Talent die etwas sonderbare Bemerkung machte: „Wie Schade ist es, daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind,“ erwiederte der Kaiser mit schalkhafter Naivetät: „Thut Nichts, haben's halt so besser.“ —

Eine besondere Anregung zu ungewöhnlicher Prachtentfaltung gab dem Wiener Hofe der Besuch Peters des Großen von Rußland, der im Jahre 1698 von seiner großen Reise nach Holland und England aus Dresden über Wien nach Hause zurückkehrte. Der gewaltige Czar setzte in seiner stürmischen Genialität den äußerst formellen und vielleicht etwas langweiligen österreichischen Hof in eine außerordentliche Bewegung. Er fuhr incognito in Wien ein, als Cavalier seines Vertrauten, des Genfers Lefort verkleidet, wohnte vor dem Kärthner-Thore, besah alle Merkwürdigkeiten der Stadt, und verkleidete sich täglich anders, um nicht erkannt zu werden. Der schon 58 Jahre alte

Kaiser Leopold, dessen in der Schule der Selbstbeherrschung und der Drangsale gereifte Ruhe und Mäßigung sicherlich einen großen Gegensatz zu der titanischen Wildheit seines nordischen Gastes bildete, kam mit dem Letzteren am Peter- und Pauls-Feste erstmals zusammen: Lefort diente als Dollmetscher. Concert, Ball, Feuerwerk folgten hierauf, und den Schluß der Festlichkeiten bildete eine sogenannte „Nationen-Wirthschaft," d. h. ein großer Maskenball in dem von den kostbarsten Möbeln und Spiegeln glänzenden, von einer beinahe unzählbaren Menge Wachskerzen auf goldenen und silbernen Leuchtern zauberhaft strahlenden Gartensaal des kaiserlichen Palastes „Favorite." Der Kaiser war als Wirth, die Kaiserin als Wirthin verkleidet; die übrigen Masken stellten die verschiedenen europäischen und orientalischen Nationalitäten dar; Prinz Eugen, der im Jahre zuvor die große Türkenschlacht bei Zenta gewonnen hatte, erschien in der Maske eines Dieners des kaiserlichen Wirthes. Der Czar tanzte in seinem Costüme als friesländischer Bauer unermüdlich bis Morgens 4 Uhr, und ein Augenzeuge sagt von ihm, daß er nicht nur „ungemein stark getanzet," sondern auch „das Frauenzimmer gedrücket und auf eine ihm recht wohl angestandene Manier geschwenket." Bei der Tafel stand der kaiserliche Wirth auf und trat mit einem herrlichen Kristallpokal zum friesländischen Bauer, indem er ihm die Gesundheit des Großczaren in Moskau zutrank. Peter nahm ihm alsbald den Pokal vom Munde weg und stürzte dessen Inhalt in seine durstige Kehle, nachdem er in ziemlich gutem Deutsch bemerkt hatte: „Ich kenne den Großczar in der Moskau inwendig und auswendig ganz wohl, und er ist ein Freund Ihrer Kaiserlichen Majestät und ein Feind von dero Feinden und dem Kaiser so ergeben, daß wenn auch pures Gift

in diesem Becher wäre, er ihn dennoch flugs austrinken würde.“ Als nun „auch nicht die Nagelprobe darin übrig geblieben,“ stellte er den Pokal dem Wirthe zurück, worauf Leopold sagte: weil er ihm gar Nichts im Glase gelassen, wolle er ihm lieber auch das Glas selber schenken. Peter nahm das Geschenk mit großem Vergnügen an und versicherte, so lange er lebe, solle dieses Glas und sein Herz zu Ihrer Kaiserlichen Majestät Diensten stehen. Dann wendete er sich zu dem römischen König Josef mit den Worten: Seine Majestät sei noch jung und könnten daher mehr ertragen als dero Vater, weßhalb er dem jungen Manne acht Gesundheitsgläser nach einander vortrank. Der römische König leistete das Ungeheure, und „nach Expedition der acht Gläser hat der Czar Seine Majestät umarmet, geküsset, in die Höhe gehoben und eine große Vergnügung bezeuget.“ Dann fuhr er heim nach Moskau, um den aufrührerischen Strelizen ihre Köpfe vor die Füße zu legen. Er war ein fürchterlicher Mensch. Um so fürchterlicher, als er vor seiner Abreise noch großen Geschmack an dem Jesuitenpater Wolff zeigte und sogar mit diesem einen Ausflug auf der Donau nach Preßburg machte. O diese Jesuiten! —

Um zum Schlusse dieser kurzen Skizze über Leopolds Hof auch noch ein ergänzendes Wort über die kaiserliche Familie beizufügen, so haben wir Leopolds drei Gemahlinnen im Laufe seines Lebens bereits erwähnt und kennen gelernt; von Eleonora's Einfluß auf sein geistiges Leben wird noch besonders die Rede sein. Sie haben ihm im Ganzen fünfzehn Kinder geboren, fünf Söhne und zehn Töchter; von jenen starben drei, von diesen sieben in früher Jugend. Der Kronprinz aus der Ehe mit Margaretha Theresia starb schon nach einem Vierteljahr; von zwei Prin=

zen und Prinzessinnen blieb nur Maria Antonia übrig, die im Jahre 1685, erst 16 Jahre alt, mit dem üppigen, genußsüchtigen und lasterhaften Kurfürsten Maximilian Emmanuel von Baiern vermählt ward und schon im Jahre 1692 starb: die beiden Töchter, welche Claudia Felicitas von Tirol ihrem kaiserlichen Gemahl schenkte, starben kurz nach der Geburt. Erst in der Ehe mit Eleonora von Pfalz-Neuburg wurden die beiden Erzherzoge und künftigen Kaiser Josef I. und Karl II. (1678 und 1685) geboren, von welchen der Letztere zwar den habsburgischen Mannsstamm abschloß, dafür aber seinem Haus und der Geschichte eine Maria Theresia gab. Von Leopolds und Eleonora's Töchtern heirathete Maria Anna im Jahre 1708 den König Johann V. von Portugal, Maria Elisabeth starb 1750 unvermählt als Statthalterin der Niederlande, 70 Jahre alt, und Maria Magdalena, ebenfalls unvermählt, im Alter von 63 Jahren 1752 zu Wien.

VIII.

Leopolds letzte Tage, Tod und Charakterbild.

In der Jugend schwächlich und leidend, war Leopold in seinen Mannesjahren durch Arbeit und Mäßigkeit gesund und kräftig geworden. Erst im Jahre 1704, als er schon 64 Jahre zurückgelegt hatte, stellten sich mit den Gebrechen des herantretenden Greisenalters auch die Vorboten der Brustwassersucht ein. Im Frühjahr 1705 zeigte sich ein rasch zunehmender Verfall der Körperkräfte, und seit dem 15. April fing man an, für des Kaisers Leben ernstlich besorgt zu sein. Die ärztlichen Consultationen brachten keine Besserung, und das in der St. Stephans-Domkirche abge-

haltene vierzigstündige Gebet fand keine Erhörung. Am 28. April übergab der Kaiser die Führung der Regierungsgeschäfte in seinem Namen dem römischen König Josef, welcher schon am 30. April in einer Sitzung des geheimen Rathes den Vorsitz führte. Der Kaiser empfing wiederholt die heiligen Sacramente und bereitete sich mit klarem Bewußtsein und gesammelter Andacht auf seinen Tod vor. Am 5. Mai gab er jede Hoffnung und jeden Wunsch einer Genesung auf, und wendete Herz und Gedanken gänzlich von den Dingen dieser Welt ab auf die Ewigkeit; zum letzten Mal empfing er mit tiefer Andacht und Demuth die heilige Communion, nachdem das heilige Meßopfer in seinem Zimmer gefeiert worden war. Dann verabschiedete er sich von seiner heiligmäßigen Gemahlin Eleonora. Mit seinem Sohne Josef hatte der Kaiser noch eine längere geheime Unterredung, empfahl ihm, wie die besten Geschichtschreiber jener Zeit zu versichern wagen, treues Festhalten an der gerechten Sache seines in Spanien kämpfenden Bruders Karl und ertheilte ihm, dem geliebten Abwesenden und sämmtlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie den väterlichen Segen. Dem Herzog Josef von Lothringen sagte er: Du hast mich wie einen Vater geliebt, und ich segne dich wie einen Sohn. Gegen Mittag überfiel den Kaiser ein betäubender Schlummer, welchen die Aerzte als einen Vorboten der nahen Auflösung erklärten. Es wurde dem Sterbenden, als er wieder erwacht war, die letzte Oelung ertheilt, wobei Leopold mit vollem Bewußtsein in lateinischer Sprache respondirte. Sodann umfaßte er mit beiden Händen jenes Crucifix, welches zu seinem Großvater Ferdinand II. gesprochen haben soll: „Ferdinand, ich will dich nicht verlassen", und rief aus: „Von Dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu Deinen Füßen lege ich sie

heute willig nieder." Er wollte nicht mehr mit „Majestät" angeredet werden, sondern bat seinen Beichtvater, ihn nur „Leopold" zu nennen; wenige Minuten vor dem Verscheiden bejahte er noch die Frage des Geistlichen, ob er die vorgesprochenen Gebete verstehe, auf das Bestimmteste mit dem Worte „Ita". Der Cardinal Collonitsch ertheilte ihm im Namen und Auftrag des heiligen Vaters den Sterbablaß, und als er kaum zu sprechen aufgehört hatte, verschied Leopold mit den Worten des sterbenden Erlösers: „Es ist vollbracht; in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Er war 64 Jahre, 10 Monate und 26 Tage alt geworden, und verließ den Schauplatz seiner irdischen Wirksamkeit im 47. Jahre seiner Regierung als römischer Kaiser, im 50. seines ungarischen, im 49. seines böhmischen Königthums. Die Leichenfeierlichkeiten übergehen wir: die zahllosen Thränen eines treuen und liebenden Volkes, das zu Tausenden herbeieilte, um den während drei Tagen auf dem Paradebett ausgestellten todten Kaiser zum letzten Male zu sehen, waren werthvoller als jede andere Trauerehre.

Leopolds Körpergestalt war klein und zart, aber seine Stirne trug das Gepräge der Majestät und Selbstbeherrschung, sein Auge funkelte von Geist und Leben. Die vorstehende Unterlippe, diese äußerliche Eigenthümlichkeit seiner Familie, hatte er in besonders stark ausgebildetem Grade. Allein auch die geistigen Besonderheiten und namentlich die geistigen und sittlichen Vorzüge dieses Herrschergeschlechtes hatten in Leopold I. ohne Zweifel eine ganz hervorragende Verkörperung gefunden.

Die Freude an gelehrten Studien, welche der Kaiser aus seiner der priesterlichen Würde zustrebenden Jugend in den Tumult des Welt- und Regierungslebens hinübergerettet hatte, war ihm im ganzen Lauf der Jahre treu geblie-

ben. Er erhielt und vermehrte seine Kenntnisse in den verschiedenen Sprachen und Literaturen, die er sich angeeignet hatte. Am liebsten sprach er italienisch, das Spanische trat zurück nach dem Tode seiner ersten Gemahlin. Seine Abneigung gegen französisches Wesen und französische Sprache steigerte sich im Verlaufe seiner schweren Kämpfe gegen Frankreich, so daß er es nicht leiden mochte, wenn am Hofe französisch gesprochen wurde. Die lateinische Sprache beherrschte er in Rede und Schrift vollkommen, und mit jenem Anflug von Pedanterie, von welchem des Kaisers ganzes Wesen nicht freizusprechen ist, vergnügte es ihn manchmal, in den ihm in lateinischer Sprache vorgelegten Actenstücken und Eingaben Sprachfehler zu verbessern und Stilverschönerungen anzubringen.

Leopold hatte ein vortreffliches Gedächtniß, vermittelst dessen er trotz seiner zahlreichen Regierungsgeschäfte sich in den verschiedenartigsten Zweigen des Wissens ansehnliche Kenntnisse zu erwerben und zu erhalten vermochte. Sein Interesse für geistige Bestrebungen und wissenschaftliche Studien jeder Art war immer rege, immer lebendig. Erst vor wenigen Jahren (1868) hat der österreichische Geschichtsforscher Karajan in seiner Schrift: „Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck" ein anziehendes, streng auf quellenmäßiger Wahrheit beruhendes Bild von Leopolds wissenschaftlicher Thätigkeit gezeichnet. Der Kaiser hatte schon als ganz junger Mann, im Jahre 1662, durch Vermittlung der Königin Christine von Schweden den Hamburger Gelehrten Peter Lambeck kennen gelernt und ihn an die Spitze der kaiserlichen Bibliothek gestellt. Lambeck bekleidete dieses Amt während einer langen Reihe von Jahren bis zu seinem Tod im Jahre 1680; ein gedruckter Catalog der Bibliothek in acht Folianten bezeugt dauernd die unermüd-

liche Thätigkeit dieses „kaiserlichen Bibliothekars, Raths und Historiographen.“ Er hat über seinen Verkehr mit Leopold ausführliche handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, welche uns das Wesen des Kaisers im schönsten und freundlichsten Lichte zeigen. Der von Lambeck übernommenen Neugestaltung der Bibliothek schenkte Leopold unter allen Stürmen der Zeit die regste Theilnahme, wie er dem bescheidenen und anspruchslosen Gelehrten eine nahezu freundschaftliche Gunst zuwendete. Lambeck, der nicht für den Kaiser und nicht um Hofgunst, überhaupt nicht für seine Zeitgenossen schrieb, hebt ausdrücklich hervor, daß bei Leopold „nicht bloß eine tändelnde Neigung für wissenschaftliche Dinge überhaupt, wie für die Kenntniß von allerlei Sprachen, sondern wirklich eine vielseitige Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge, geschöpft aus dem Lesen der besten Schriftsteller über die einzelnen“ vorhanden war. Während siebenzehn Jahren, die Lambeck im Dienste des Kaisers zubrachte, verging kein Monat, in welchem der von allen Seiten so sehr in Anspruch genommene Monarch sich nicht persönlich und eingehend mit den Angelegenheiten der Bibliothek beschäftigt hätte. Jeden Besuch derselben betrachtete er wie ein Labsal, eine Erholung von seinen anstrengenden und oft widerwärtigen Geschäften, und suchte diese geistigen Erquickungsstunden durch Beiziehung gelehrter Männer aus seiner Umgebung noch genußreicher und belehrender zu machen. Aus diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen und Bestrebungen Leopolds erkennt man auch, wie ungerecht die Behauptung und der Vorwurf ist, es habe dem Kaiser an eigentlicher Liebe zu Deutschland, an nationalem Bewußtsein gefehlt. Wir sehen den Kaiser bemüht, von den ältesten Zeiten an durch das ganze Mittelalter hindurch und bis auf seine eigenen Tage herab ein zuverlässiges Bild der

Entwicklung Deutschlands zu gewinnen. Daß dabei die Geschichte Oesterreichs nebst Allem, was zu ihr in naher oder entfernterer Beziehung steht, im Vordergrund seiner Bemühungen auftritt, ist wohl sehr begreiflich und auch ganz in der Ordnung. Der beständige Verkehr des Kaisers mit dem Gelehrten brachte allmälig ein die Schranken der Hofetiquette bis zu einem gewissen Grad durchbrechendes Verhältniß zwischen Beiden hervor. Leopold, dem geistige Beschäftigung überall und allezeit ein Bedürfniß war, wollte seinen literarischen Rathgeber auch so viel als nur möglich in seiner Nähe haben; er beruft ihn zu sich auf's Land nach Laxenburg, nach Ebersdorf, nach Neustadt, er läßt sich von ihm auf Reisen und Wallfahrten begleiten.

Auch in weiteren Kreisen suchte Leopold für Pflege und Hebung der Wissenschaften thätig zu sein; kein Monarch seines Jahrhunderts hat ihn in dieser Beziehung erreicht, geschweige denn übertroffen. Die Universitäten Olmütz, Halle, Breslau entstanden unter seiner thätigen Gunst und Mitwirkung; gelehrte Gesellschaften und Academien für Naturforschung, für deutsche und österreichische Geschichtskunde hat er gegründet; der große Leibnitz stand bei ihm in hoher Gunst und achtete hinwiederum den Kaiser, wie dieser es verdiente.

Auch für alle schönen Künste hatte Leopold Verständniß und suchte sie zu begünstigen. Wien, im Jahre 1683 durch die Türkenbelagerung theilweise in einen Schutthaufen verwandelt, war am Ende von Leopolds Regierungszeit trotz aller Ungunst der Verhältnisse nicht nur beinahe doppelt so groß, als bei seiner Thronbesteigung, sondern es prägte sich auch in dem Baustil der neuen Stadttheile guter Geschmack und künstlerischer Sinn aus, die vom kaiserlichen Hofe gehegt und gepflegt wurden. Schönbrunn ist im Ganzen und

Einzelnen eine Schöpfung Leopolds. Vor allen Künsten aber war die Musik dem Herzen Leopolds durch sein ganzes Leben theuer geblieben. Er kannte keine größere Lust, als den Gesang eines seiner Familienmitglieder auf dem Klavier zu begleiten. Allein auch in diesem edlen und schönen Genuß war sein Sinn und Streben auf das Höhere, Geistige und Ernste gerichtet; seine gediegenen musikalischen Kenntnisse, die ihn sogar zum kundigen Meister der Composition machten, dienten vor Allem der kirchlichen Musik, und lange Jahre nach seinem Tode wurden gar manche kaiserliche Compositionen beim Gottesdienste in der Hofkapelle gehört. Der Aufwand für die „Hofmusikanten" war in der That, verglichen mit Leopolds sonstiger Sparsamkeit und den schlechten Finanzzuständen der Monarchie, ein sehr bedeutender. Ihr jährlicher Gehalt belief sich auf die Gesammtsumme von 44,780 Gulden, während die Hofkammer nur 44,600, der Hofkriegsrath gar nur 22,835 Gulden bezog. Und dennoch kam es auch bei diesen Lieblingen des Kaisers vor, daß sie ihren Gehalt nicht ausbezahlt erhielten und sich deßhalb sehr weitgehende Demonstrationen erlaubten. So geschah es im Jahre 1697 am Vorabend des Ignatiusfestes, daß die Musiker zwar zur Vesper erschienen, aber nach wenigen Augenblicken wieder fortgingen ohne zu musiciren, weil ihnen der Kammerpräsident gesagt hatte, daß sie so bald keinen Kreuzer bekommen würden. Im Zusammenhang mit seinen musikalischen Kenntnissen und Bestrebungen beförderte Leopold auch das Theater, namentlich die Oper. Für letztere wurde in seinen jüngeren Jahren oft großer Aufwand gemacht; so soll die Inscene-Setzung der Oper „Pomo d'oro" die für jene Zeit wirklich großartige Summe von 100,000 Gulden gekostet haben.

Außer Wissenschaft und Kunst hatte der Kaiser noch zwei

Erholungen, denen er aber nur mit Mäßigung und Selbstbeherrschung sich überließ, nämlich die Jagd, durch welche er sich die ihm oft sehr kläglich zukommende körperliche Bewegung zu verschaffen suchte, und das Kartenspiel, welches manchmal eine Abendstunde ausfüllte. Die Gegner des Kaisers im Leben und in der Geschichtschreibung haben nicht ermangelt, diese letztere Kleinigkeit hervorzuheben; sie vergessen dabei so gern und leicht, was andere Monarchen thaten und was Leopold unterließ. Leopold war im Kartenspiel meistens unglücklich, und mit der ihm eigenen Genauigkeit hat er auch seine Spielverluste in den Krakauer Kalendern, deren er sich für vielerlei tägliche Notizen zu bedienen pflegte, aufgezeichnet. Daß übrigens dieses Vergnügen keine zu weit gesteckten Grenzen hatte, sieht man gerade aus diesen Notizen: wo der Spielverlust eines Kaisers in einem ganzen Jahre auf 976 Dukaten oder 2928 Gulden sich beläuft, da kann wohl von einer Leidenschaft nicht die Rede sein, sondern höchstens von einer Schwachheit.

Allein über allen ernsten oder erheiternden Geistesbestrebungen, Beschäftigungen und Zerstreuungen thronte bei Kaiser Leopold als erhabene Herrscherin die Religion. Die Frömmigkeit, zu welcher er schon in den Jahren der Kindheit war angeleitet worden, hatte sich bei ihm durch die begonnene Vorbereitung auf das Priesterthum vertieft; sie hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß auch in dem gefahrvollen Lebensberuf, zu welchem der Tod seines älteren Bruders ihn herüberzog, keine Versuchung zu schwerer Sünde den reinen Spiegel seines makellosen Lebens zu trüben vermochte. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß Leopold im Lauf der Jahre durch beständige Uebung, rastloses Vorwärtsstreben, und häufigen Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel zu einem wahrhaft heiligmäßigen Leben

gelangt ist. In dieser Entwicklung sah sich der Kaiser auf's Beste gefördert durch sein schönes Verhältniß zu Eleonora von Pfalz-Neuburg, seiner dritten Gemahlin. Wir haben im Lauf der Erzählung die beiden ersten Gattinnen des Kaisers kennen gelernt: mit Eleonora, die ihm auch seine beiden Nachfolger Josef I. und Karl VI. geboren hat, lebte er am längsten. Sie hatte schon in der frühesten Jugend große Neigung zum Klosterleben, entzog sich allen weltlichen Vergnügungen, so viel sie nur konnte, und als ihre Vermählung mit dem Kaiser in Vorschlag kam, setzte sie sich der Sonne, dem Wind und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und durch verminderte Schönheit die Werbung von sich abzulenken.

Das war aber keineswegs das richtige Mittel, um Leopolds Mißfallen auf sich zu ziehen, und als Eleonora's Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern gleichwohl erfolgte, wußte sie die Erfüllung der Pflichten ihres neuen Standes mit ihren religiösen Neigungen um so leichter und schöner zu vereinigen, als der gleichgesinnte Kaiser ihr hiebei auch nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legte. Die Kaiserin besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und Paramente für Kirchen, fastete viel und streng, genoß oft nur ganz einfache und rohe Nahrung, ging häufig bei Prozessionen barfuß, und unterwarf sich, was man erst nach ihrem Tode mit Gewißheit entdeckt hat, den schwersten körperlichen Bußübungen. In rührender Weise suchte sie ihre Abneigung gegen Theater und Ballet mit ihrer Anhänglichkeit an den kaiserlichen Gemahl zu vereinigen; wenn Leopold zur Oper ging, begleitete sie ihn zwar, sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte oder las im Gebetbuch oder in den Psalmen. Wenn der Kaiser krank war, pflegte sie ihn mit äußerster Sorgfalt und bereitete seine Speisen mit eigener Hand.

Und diese fromme Dienerin Gottes war Nichts weniger als eine träumerische Betschwester. Sie war wissenschaftlich gebildet, trat selbst als Schriftstellerin auf, ließ namentlich ein von ihr verfaßtes Andachtsbuch (unter dem Titel: „Christliche Gedanken auf alle Tage des Monats, nebst dem geistlichen Senfkörnlein.“ Köln, 1688) drucken. Da Leopold in seinen späteren Jahren nichts Französisches mehr lesen mochte, verfaßte sie für ihn die Auszüge aus französischen Staatsschriften, wo deren Kenntniß für den Kaiser nothwendig oder nützlich war. Und als später, fünf Jahre nach Leopolds Tod, auch ihr Sohn Josef I. starb und Karl VI. noch in Spanien war, übernahm sie die Regierung und führte dieselbe unter sehr schwierigen und verwickelten Umständen mit Kraft und Einsicht; was Leopold nicht mehr gelungen war, die Beschwichtigung des Rakoczyschen Aufstandes in Ungarn, brachte sie zu Stande. Sie ist ein glänzendes Beispiel für die alte, so viel verkannte Wahrheit, daß ächte, ernste, aufrichtige Frömmigkeit, auch wenn sie sich zu außergewöhnlicher Wärme und Begeisterung steigert, doch zur Erfüllung keiner irdischen Lebensaufgabe unfähig oder ungeschickt macht. Eleonora starb im Jahre 1719 während der Regierung ihres Sohnes Karl: ihre letzte Anordnung bezog sich auf eine prunklose Beerdigung, und die selbstverfaßte Aufschrift ihres Sarges lautet: „Eleonora, eine arme Sünderin.“

An der Seite dieser wahrhaft erhabenen Lebensgefährtin konnte Leopold mit wachsender Sicherheit den Pfad einer in seiner Zeit und in seiner Lebensstellung wahrhaft einzigen Sittenreinheit und Frömmigkeit wandeln. Er hat ohne Zweifel als Monarch seine Schwächen, als Staatsmann seine Fehler und Mängel gehabt: seine geistige Begabung, reich und vielseitig wie sie war, kann nicht als glänzend

bezeichnet werden: allein auf dem für das Heil seiner unsterblichen Seele entscheidenden Gebiet, von welchem hier die Rede ist, steht er, auch von seinen Feinden anerkannt, als ein leuchtendes Muster da. Mit Gebet begann, mit Gebet schloß er den Tag: regelmäßig betete er das Priesterbrevier und hörte täglich drei Messen, mit unverwandten Blicken und mit ganzer Seele dem Opferaltar des Herrn zugewendet. An öffentlichen Prozessionen nahm er gerne und häufig Antheil: seine Frömmigkeit und Andacht erbaute das Volk, und er handelte, indem er also that, nicht nur religiöser, sondern auch verständiger und einsichtsvoller, als solche Monarchen, welche ihren Staatsbürgern das Beispiel der Gleichgiltigkeit oder Geringschätzung in Bezug auf positive Religion und Kirchenthum geben. Im nämlichen Geiste suchte Leopold auch seine Söhne zu erziehen. Sehr im Unrecht sind Diejenigen, welche bei ihm von „äußerlichen Andachtsübungen" in einer Weise sprechen, welche zu verstehen gibt, daß das Aeußerliche die Hauptsache gewesen sein dürfte. Es ist dieß die wohlbekannte Sprache Derjenigen, welchen das Wesen der katholischen Kirche und ihrer Lehre entweder von Anfang an unbekannt geblieben, oder in gänzliche Vergessenheit gerathen ist. Leopolds Leben und Handeln war von Andacht erfüllt und getragen: das ist nur möglich, wo die größte Innerlichkeit der äußerlichen Uebung zu Grunde liegt. Daß bei Kaiser Leopold der ganze Mensch mit Leib und Seele von der Religion ergriffen und durchdrungen war, davon waren alle seine Zeitgenossen, Freund und Feind, vollständig überzeugt; sogar Ludwig XIV. gab diesem Gedanken in seiner frivolen Weise Ausdruck, indem er sagte, „er fürchte sich weniger vor Leopolds Armeen, als vor seinen Mirakeln."

In den letzten Tagen der Charwoche pflegte der Kaiser

sich ganz dem Gedanken an den leidenden und sterbenden Erlöser hinzugeben; bei strengstem Fasten besuchte er selbst in der rauhesten Witterung und unter den ungünstigsten Gesundheitsverhältnissen die entlegensten Kirchen seiner ausgedehnten Hauptstadt und erwiederte den abmahnenden Aerzten, man möge ihm erlauben, wenigstens an diesen paar Tagen nicht auf seinen Körper Rücksicht zu nehmen.

Ein Hauptmerkmal des aufrichtigen Katholiken, die gläubige Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria, war dem Gemüthsleben Leopolds in besonders hohem Grade aufgeprägt. In den schwersten Bedrängnissen seiner schicksalvollen Regierungszeit, in den wichtigsten Vorfällen seines häuslichen Lebens suchte er Trost und Hilfe, Rath und Stärkung durch Wallfahrten nach Maria-Zell in Steiermark, und mit aufrichtiger Demuth nannte er sich „den größten der Sünder, das geringste der Geschöpfe, einen unwürdigen und schlechten Diener der jungfräulichen Gottesmutter.“ Auch hat es in Leopolds Leben keineswegs gefehlt an Ereignissen von so wunderbar überraschender Großartigkeit, daß der Glaube seiner Völker an einen besonderen übernatürlichen Schutz, der über dem Haupte ihres Kaisers walte, sehr wohl gerechtfertigt erscheint. Es ist nicht meine Aufgabe, hier diese unerforschlichen Gebiete mit meinen schwachen Vermuthungen zu betreten. Wohl aber sei es mir gestattet, die feststehende Thatsache zu erwähnen, daß, als in den Tagen vor der großen Schlacht bei Höchstädt auf Leopolds Anordnung in Wien öffentliche Gebete um eine günstige Wendung des Krieges veranstaltet wurden, schon einige Stunden vor der Schlacht sich die ganz bestimmte Nachricht von einem errungenen großen Siege auf unerklärliche Weise verbreitete.

Es ist wahr, sehr begreiflich und ganz in der Ordnung,

daß ein so frommer Fürst auch die Diener seiner heiligen Religion ehrte und liebte, und ich scheue mich keineswegs, ihm gerade in der jetzigen Zeit dieß öffentlich und ernstlich nachzurühmen. Ein Katholicismus ohne Ehrfurcht vor dem Priesterthum, ohne Liebe zu dem heiligen Vater und den Bischöfen ist undenkbar. So war denn auch der Kaiser mit der kindlichen Verehrung eines edlen und treuen Sohnes dem Oberhaupt der katholischen Kirche ergeben, und keine Verschiedenheit politischer Ansichten oder Zwecke vermochte ihn in dieser Gesinnung jemals wankend zu machen. Namentlich war es der durch seine hohe sittliche Würde hervorragende Innocenz XI., welcher die Gesinnung des Kaisers würdigte und erwiederte. Dieser Papst verlieh seiner Ueberzeugung von Leopolds Tugenden wie seiner freimüthigen Denkweise über die österreichischen Zustände einen sehr starken Ausdruck, indem er sagte, Nichts würde hindern, den Kaiser noch bei Lebzeiten selig zu sprechen, wenn es in Wien mit der Handhabung der Gerechtigkeit besser bestellt wäre. Allein auch nach dem Tode dieses Papstes, und als dessen Nachfolger eine Politik einschlugen, von welcher der Jesuit Wagner sagt, daß sie dem Kaiser allen Grund gegeben habe, sich für schwer gekränkt zu erachten, blieb Leopold in unwandelbarer Treue und ächtchristlicher Selbstbeherrschung seinen Gesinnungen gegen den heiligen Stuhl und dessen jeweiligen Inhaber getreu. Diese Gesinnungen waren eben ein Bestandtheil seines religiösen Lebens. Leopold war auch, was gleichfalls zu seinem hohen Lobe gesagt werden soll, ein ganz entschiedener Freund und Gönner der Gesellschaft Jesu. Diese Gesellschaft wurde immer verläumdet und verfolgt, auch zu Leopolds Zeiten; schon damals wurden alle Uebel, welche auf den Staat einstürmten, der Türkenkrieg und der Franzosenkrieg, die Pest

und die Theuerung, den Jesuiten zugeschrieben. Indem Kaiser Leopold sie um so mehr beschützte, je mehr der geistige Pöbel sie durch Verläumdung beschmutzte, sprach er es offen und deutlich aus, das sei eben der schönste Beruf des Monarchen, mit seiner Gnade diejenigen zu decken, welche vor allen Anderen die Welt mit ihrem Hasse verfolge. Daß der Kaiser in seiner Politik von Rom und von Loyola gleich unabhängig war, hat uns seine Geschichte sattsam bewiesen. Bei dieser Gelegenheit erscheint es uns als eine wahre Ehrenpflicht, den Mitlebenden die Worte wieder in's Gedächtniß zu rufen, mit welchen der protestantische Geschichtschreiber K. A. Menzel sich ausspricht über Leopolds jesuitischen Geschichtschreiber, den Priester F. Wagner, welchen selbst Häußer als einen „tüchtigen Historiker" im vollen Sinne des Wortes anerkannte. Menzel sagt:

„Der dem Jesuitenorden angehörige Geschichtschreiber Leopolds hat sich als ein offener Gegner der französischen Gewaltthaten und Staatsränke, überhaupt als ein Mann von edler, ächt vaterländischer Gesinnung bezeugt. Seine Geschichte Leopolds ist ein Werk sehr gediegenen Inhalts und klassischer Form mit eigenthümlichem Ausdruck, ausgezeichnet nicht nur durch gründliche Forschung und Kenntniß des Factischen aus guten, gewiß nicht Jedermann zugänglich gewesenen Quellen, sondern auch durch wahrhaft politischen Geist und Unbefangenheit des Urtheils. Wenige Deutsche mögen ahnen, daß in einer Zeit, die für die trübste des deutschen Geistes gilt, ein deutscher Jesuit in Wien ein großes Stück der Geschichte des Jahrhunderts in dieser Weise geschrieben hat."

Die Ausstellung des heiligen Vaters Innocenz XI. in

Bezug auf die Gerechtigkeitspflege mag hinsichtlich mancher Einzelnheiten nicht unbegründet, sie mag vielleicht besonders auf die Unterschleife und sonstigen Nichtsnutzigkeiten in der Finanzverwaltung gemünzt gewesen sein. Dagegen in Bezug auf des Kaisers persönliches Wollen, Streben und Bemühen muß gerade diese Bemängelung als durchaus grundlos bezeichnet werden. Es war Leopolds besonderer Trost auf seinem Sterbebette, daß er niemals mit Wissen das Recht gebeugt habe. Nach der Befreiung Wiens von den Türken erließ er eine Verordnung, worin er „in Betracht des göttlichen Beistandes, welchen er bei der Entsetzung Wiens und dem weiteren Fortschritt seiner Waffen gefunden, aus dankschuldigem Gemüthe seine Gedanken darauf richtet, wie die Ehre der göttlichen Majestät vergrößert und der gerechte Zorn Gottes von ihm und seinen getreuen Erbkönigreichen und Landen abgewendet werden möge.“ Zu diesem Behuf habe er beschlossen, daß bei allen hohen und niederen Gerichten die Justiz mit allem Eifer befördert und durchgehends gleich ohne allen Respekt der Personen, vorzugsweise aber für die armen Wittwen und Waisen schleunig verwaltet, öffentliche Laster aber, namentlich Gotteslästerung, Unzucht und Ehebruch durch obrigkeitliche Hand ohne Connivenz unterbrochen und abgestraft werden sollen.

Leopold war ganz erfüllt von dem gottgesetzten Berufe des Monarchen, und während manche andere Fürsten und Fürstenhäuser aus dem nämlichen Gedankenkreise nur weihrauchschwingende Begeisterung für ihr göttliches Recht abzuleiten vermochten, war ihm stets gegenwärtig die Vorstellung der ihm vor Gott obliegenden Pflicht. In diesem Geiste überwachte er die Rechtspflege und die Verwaltung; der Staat, welchen er sich allein zu denken ver-

mochte, war ein absoluter, aber nichts weniger als ein despotischer. Es kam einmal vor, daß eine Persönlichkeit, die durch einen vom Kaiser bestätigten obersten Richterspruch schwer geschädigt zu sein behauptete, während des Gottesdienstes in die kaiserliche Hofkapelle eindrang und mit großem Geschrei, unter Niederlegung einer Beschwerdeschrift auf den Altar, das Tribunal Gottes anrief. Der Kaiser, stets gelassen und leidenschaftslos, sagte ruhig: „Warum sollte es ihm nicht gestattet sein, an den gemeinsamen obersten Richter unser Aller zu appelliren." Die Geduld des Kaisers in Anhörung auch der längsten und verworrensten Vorträge und Gesuche bei seinen regelmäßigen öffentlichen Audienzen war unermüdlich: Stunden lang stand er hinter seinem kleinen Tischchen und ließ nicht ab, vom Größten bis zum Kleinsten Alles zu prüfen, sich um Alles zu kümmern, Alles mit liebender Sorgfalt aufzunehmen. Mit dieser strengen Rechtlichkeit hing es auch zusammen, daß Leopold selbst in den Vorkommnissen des täglichen Hoflebens, im Verkehr mit den Gesandten der auswärtigen Mächte, auch in anscheinend ganz gleichgiltigen Dingen es sich zum Gesetz gemacht hatte, nicht ein einziges unwahres Wort auszusprechen.

Die Grundsätze, von welchen Leopold bei seiner auswärtigen Politik geleitet wurde, lassen sich auf's Beste und Kürzeste bezeichnen durch den schneidenden Gegensatz, in welchem sie zu einem neuerdings berühmt gewordenen Worte stehen. Leopold war entfernt von jeder politischen Heuchelei. All' das liberale Gerede von den dunklen Irrgängen der spanisch-jesuitischen Politik ist, sofern dabei an Leopold I. gedacht werden soll, vollständig grundlos. Der Kaiser ging, nachdem er den französischen Einfluß abgeworfen hatte, auf die schlichteste und offenste Weise seinen ge-

raden Weg, und besaß eben deßhalb die hohe Achtung ganz Europa's. Der katholische, conservative, positiv rechtliche Charakter seiner Politik war dem ganzen Erdtheil bekannt; es konnte bei jeder auftauchenden Frage kein vernünftiger Mensch darüber im Zweifel bleiben, was der Kaiser thun werde. Und es hat sich auch bei ihm gezeigt, was sich immer zeigen wird, daß die Politik des Rechtes und der Gerechtigkeit die einzige auf die Dauer ersprießliche und deßhalb auch die einzige wahrhaft kluge Politik ist. Leopold I. war kein genial angelegter Mensch; er mußte den riesigen Aufgaben einer eisernen Zeit mit demjenigen Mittelmaß geistiger und körperlicher Kraft entgegentreten, das ihm nun einmal verliehen war und über das er nicht hinaus konnte; es standen ihm begabtere und rücksichtslose Gegner mit ungleich größerer Macht gegenüber. Und dennoch hat er, kalt und unerschütterlich beharrend bei dem, was er als Recht erkannte, die Macht und Größe seines Hauses und seiner Monarchie nicht nur ungeschädigt erhalten, sondern seinen Nachkommen in einem so glänzenden Zustand hinterlassen, wie die Welt ihn seit Karl V. nicht gesehen hatte. Die einzige Kriegserklärung, welche von ihm ausging, war jene bei Eröffnung des spanischen Erbfolgekrieges. So unbestreitbar Leopold hiebei im Rechte war, ebenso schwer war der innerliche Kampf gewesen, den ihm diese Frage gekostet hatte. Denn er hatte ein weiches und mitleidiges Herz für das Elend und die Leiden seiner Mitgeschöpfe. In allen seinen übrigen Kriegen war er nicht nur gleichfalls im Rechte, sondern auch äußerlich und formell der angegriffene Theil. Man kann deßhalb von seiner auswärtigen Politik mit Fug und Recht und ohne alle Uebertreibung sagen, daß sie reich ist an Unvollkommenheiten, aber frei von Sünde.

Leopold hielt, wie das in den Traditionen seines Hauses lag, große Stücke auf die Beobachtung der Hofetiquette und der äußeren Formen, welche der Majestät des kaiserlichen Amtes gebührten. Dabei war er aber persönlich der anspruchsloseste Mensch, und nie glücklicher, als wenn er nach seiner Ueberzeugung ohne Schädigung des monarchischen Princips allem Pomp und Rang entsagen konnte, wie vor Allem da, wo er gemeinsam mit seinen Menschenbrüdern vor dem Gotte Aller erschien. Denkmale und Verherrlichungen aller Art in Bezug auf seine Person und die Ereignisse seiner Regierung waren ihm zuwider: Dagegen hat er mit fürstlichem Luxus und mit liebender Begeisterung jene Monumente zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit und der unbefleckten Empfängniß der jungfräulichen Gottesmutter errichtet, welche bis auf die heutige Stunde der vielfach entarteten Kaiserstadt an der Donau beredtes Zeugniß ablegen von dem wahrhaft gläubigen Sinn, der in Kaiser Leopold lebte.

Beherrschung aller Leidenschaften, stete Gelassenheit in allen Wechselfällen des Lebens war eines der höchsten Ideale, nach welchen Leopold strebte. Und er hat sich diesem Ziel im Großen und im Kleinen wahrlich sehr genähert. Als er im Jahre 1683 von Wien entfliehen mußte und in der furchtbaren Todesangst des Hofes und der Bevölkerung vor den heranstürmenden Türkenhorden kaum die dürftigste Nahrung für das kaiserliche Ehepaar zu erlangen war, als sogar verzweifelte Landleute die entsetzlichsten Drohungen, Flüche und Verwünschungen in den Wagen hineinriefen, in welchem der Kaiser mit seiner Gemahlin saß, blieb er ebenso unbewegt und ruhig, wie er bei dem Empfang der glänzendsten Siegesnachrichten sich niemals zu einem Ausdruck leidenschaftlicher oder übermüthiger Freude hinreißen ließ.

Die Leiden opferte er Gott, für die Freuden dankte er ihm; das Harte trug er geduldig, das Frohe und Schöne genoß er mäßig.

Um aber auch dem Kleinen und Komischen seine gebührende Stelle nicht zu versagen, mögen bei dieser Gelegenheit ein paar wohlverbürgte Anecdoten nacherzählt werden, welche zeigen, wie der Kaiser bis in's kleinste Detail des alltäglichen Lebens sich von den nämlichen sittlichen Grundsätzen unabänderlich leiten ließ, die auch seinen welthistorischen Handlungen als Leitstern gedient haben.

Ein Hofbeamter eilte einmal in so unvorsichtiger Hast durch mehrere Gemächer der Hofburg, daß er den ihm unerwartet entgegenkommenden Kaiser, der klein und namentlich schwach auf den Füßen war, seiner ganzen unbeträchtlichen Länge nach umrannte und zu Boden warf. Nach den Begriffen österreichisch-spanischer Hofetiquette mochte dieß keine Kleinigkeit sein, und der unglückliche Hofmann lag in Verzweiflung auf seinen Knieen. Leopold stand ruhig auf, sagte ihm, ein andermal möge er sich in Acht nehmen und etwas weniger rennen; dann versicherte er den immer noch Ungläubigen seiner vollsten Verzeihung.

Einst hatte Leopold einen großen Theil der Nacht dazu verwendet, ein eigenhändiges chiffrirtes Schreiben nach Madrid abzufassen, was für ihn nichts Geringes war, da er eine höchst unleserliche Schrift hatte. Ermüdet von der langen Nachtwache und dem mühseligen Geschäft, reichte er dem dienstthuenden Beamten nach beendigter Arbeit das ganze Manuscript hin, um die letzte Seite mit Streusand zu trocknen, und der unselige Mensch schüttete in Schlaftrunkenheit den gesammten Inhalt des Dintenfasses über das Ganze. Leopold sagte: „Für heut ist es freilich zu spät, die Arbeit noch einmal zu besorgen, ich muß sie schon auf den nächsten Tag verschieben", und ging zu Bett.

Leopold hatte schon als Kind die Schmerzen und Leiden wiederholter Krankheitsanfälle, als für den geistlichen Stand bestimmter Erzherzog die Geringschätzung der Höflinge ertragen und verachten gelernt; am Sterbebette einer Mutter und eines Bruders hatte er schon in frühen Jahren dem Tod in's Angesicht geschaut. Im Laufe seines Lebens war er vielfach nicht nur durch politische Ereignisse bedrängt, sondern auch durch sogenannte Zufälligkeiten, Blitzstrahl, Abwerfen vom Pferde, mit dem Tode bedroht: alle diese Wechselfälle des Lebens fanden ihn immer gleich, immer ruhig, immer gottergeben. In den ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges, als von allen Seiten die furchtbarsten Stürme über der österreichischen Monarchie zusammenbrachen, tröstete er die bekümmerte kaiserliche Familie mit dem einzigen Worte: „Es wird noch schlimmer kommen, aber Gott wird helfen.“ Und als man ihm nach der Schlacht bei Höchstädt zur Errettung aus dieser großen Gefahr Glück wünschte, versetzte er ebenso ruhig, er habe von Anfang an Alles gethan, was in der ihm verliehenen Kraft gestanden sei, und habe deßhalb auch ohne Sorge oder gar Angst um den Ausgang alle seine Anliegen ruhig der göttlichen Vorsehung anheimgestellt.

Zum Schlusse dieser Charakterschilderung sei hier noch des Kaisers Mildthätigkeit gegen die Armen erwähnt, ein Zug, der in dem Bilde dieses wahrhaft christlichen Monarchen nicht fehlen darf. Es hat immer viel Elend auf der Welt gegeben, seit wir uns der Sünde in die Arme gelegt haben, und wer die wichtigsten Ereignisse aus Leopolds Regierungszeit an dem geistigen Auge vorüberziehen läßt, der wird sich leicht vorstellen können, daß es auch in jener sturmbewegten Periode an Armen und Unglücklichen nicht gefehlt haben kann. Beim Herannahen der Türken war

man beispielsweise genöthigt, 7000 Bettler aus Wien fortzuschaffen. Mit Allen diesen und noch zahlreichen Andern hatte Kaiser Leopold dasjenige Mitleiden, welches nur auf dem Boden des Christenthums gedeiht; unter sie Alle streute er aus, was er hatte, wo er sie traf. Daß der Kaiser dabei auch mißbraucht wurde, soll nicht geläugnet werden. Denn außer den wirklich Armen, außer den Straßenbettlern und verschämten Hausarmen, gab es auch die zahlreiche Klasse der sogenannten Audienzbrüder, verarmte Leute aus guten Familien oder wirkliche, nichtsnutzige Betrüger, die sich in den Audienzen des Kaisers einfanden und ihm ihre angebliche oder wirkliche Noth klagten. Der Kaiser hatte dabei Goldrollen mit 12, 25, 50 bis 100 Dukaten vor sich auf seinem Tischchen stehen und beschenkte mit verschwenderischer Freigebigkeit die Audienzbrüder. Ihre Frechheit stieg mit des Kaisers Güte, und es wird als bestimmte Thatsache erzählt, daß ein solcher Audienzbruder, als er vor dem Kaiser knieend ein solches „Skarnizel", wie man in Wien sagte, empfangen hatte, selbst auf den Tisch griff und mit den Worten: „bei Gott und bei dem Kaiser darf man ohne Scheu bitten," sich noch ein zweites herabholte, was den frommen Fürsten mehr zum Mitleid mit der Verelendung der Menschen, als zum Zorn über ihre Unverschämtheit bewog. Auch hat es wegen dieser ungemessenen und etwas unterscheidungslosen Freigebigkeit bei Leopolds Zeitgenossen ebenso wenig an Naserümpfen und selbst an Vorstellungen von Seiten der ihm Nahestehenden gefehlt, als an Tadel bei der Nachwelt. Leopold ließ sich aber in diesem Punkte auf Nichts ein, sondern antwortete in bezeichnender Weise: „Andere Fürsten haben Mätressen, man lasse mir meine Armen."

Die Musterhaftigkeit des kaiserlichen Familienlebens habe

ich schon berührt; bei einem Manne von so hoher Tugend verstand es sich von selbst, daß er ein treuer, zärtlicher Gemahl, ein sorgsamer, liebender und strenger Vater war.

Bei klarem Bewußtsein ohne sinnebetäubende Schmerzen sterbend, konnte dieser Kaiser mit gutem Gewissen auf eine lange Regierung voll schwierigster Aufgaben zurückschauen. Es war ihm ohne Zweifel Vieles nicht gelungen, was er angestrebt hatte. Ungeachtet der geregelten Thronfolge, der Befreiung vom türkischen Joche, der Vereinigung mit Siebenbürgen, war Ungarn dennoch unzufrieden und im Aufstand; trotz der Schlacht bei Höchstädt dauerte der große europäische Krieg mit seinen Wechselfällen fort, und weder das Königreich Preußen, noch das Kurfürstenthum Hanover änderten Etwas daran, daß das deutsche Reich eine in sich selbst zusammenfallende Ruine war. Allein die habsburgische Monarchie stand fest gegründet auf der Politik des positiven Rechts und der positiven Religion, und der Kaiser, welcher diese Politik im Wesentlichen mit folgerichtiger Treue während eines halben Jahrhunderts gehandhabt hatte, konnte sterben mit der Ruhe eines ehrlichen Mannes und eines treuen Dieners Gottes, und gleichzeitig mit dem bei Monarchen etwas seltenen, bei Leopold ganz zweifellosen Troste, daß er in allen Tugenden des Privatlebens für seine Unterthanen ein leuchtendes Vorbild, in katholischer Frömmigkeit eine Zierde der Kirche gewesen. Was er an Thatkraft und politischem Genie nicht besaß, das hatte ihm Gott zur Belohnung seiner Tugend durch die wunderbaren Rathschlüsse seiner Vorsehung hinzugelegt. Sein Reich war größer, blühender und glücklicher, als er es übernommen hatte.

Schlußwort.

Die Geschichte der Vergangenheit kann der Gegenwart kaum irgend einen größeren Nutzen bringen, als wenn sie ihr den Weg zeigt zur Demuth. An dem Gegentheil dieser christlichen Haupttugend leiden wir Alle, im Großen und Kleinen, im Einzelnen wie im Gesammten. Darum blicken wir auch mit einem nicht gerechtfertigten Grade von Geringschätzung auf solche Perioden der Geschichte zurück, wie jene Leopolds I. Es ist wahr: fürstlicher Absolutismus in einem erst allmälig werdenden Staatsleben, sociales Elend unter vielen und furchtbaren Kriegen, religiöse Gleichgiltigkeit unmittelbar nach dem Schluß der wildesten angeblich religiösen Kämpfe verzerren und verunstalten das Bild einer Zeit, in welcher insbesondere der deutsche Patriot für seine nationalen Wünsche und Hoffnungen weniger Trost und Freude findet, als ihm lieb wäre. Allein gänzlich übertrieben und grundlos ist, wie ich schon im Eingang dieser Arbeit anzudeuten mir erlaubte, und beim Rückblick auf die durchmessene Bahn frohen Muthes zu behaupten wage, die Meinung, daß in jener zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur wenig Bedeutsames für unsere Nation vorhanden, daß sie für uns eine leere und unfruchtbare Epoche sei. Der doppelte Riesenkampf Deutschlands und Oesterreichs gegen den Mohamedanismus und das Franzosenthum, trotz aller Schwankungen im Großen und Ganzen siegreich durchgeführt, der nach dem Sturze von Lobkowitz eingetretene Umschwung der habsburgischen Politik, ihre dauernde Bekehrung zu den Grundsätzen, welche Oesterreich seither mächtig gemacht und erhalten haben, die Entwicklung Brandenburgs zu einer zweiten großen Reichsmacht, welche den Keim Alles bis zur heutigen Stunde in

Deutschland Geschehenen fertig in sich trug, die großartige Stellung des heiligen Stuhles als Vermittlers einer christlichen Allianz gegen die Türken und damit gegen Ludwigs' XIV. treulose Selbstsucht, der von Selbstbeherrschung geschärfte politische Blick des Kaisers Leopold bei seinem Bunde mit dem protestantischen Oranier und der niederländischen Republik, die Bloslegung der innersten Charakterzüge des deutschen Particularismus in dem Verrath Maximilian Emmanuels und seines Bruders — das sind, ganz abgesehen von der persönlichen Würdigung des römischen Kaisers deutscher Nation, um welchen die Ereignisse sich gruppiren, und von den ergreifenden Vorgängen im Innern der habsburgischen Monarchie, zweifellos geschichtliche Stoffe von tiefer und ernster Bedeutung.

Allein die Geschichte belehrt den sinnigen und denkenden Leser besser durch sich selbst, als durch weitläufige Betrachtungen des Erzählenden. Ich beschränke mich daher bei diesem Schlußwort auf zwei Gegenstände, welche ich aus der reichen Fülle des vorliegenden Stoffes besonders hervorzuheben durch eine Reihe von Gründen veranlaßt bin.

Der erste Punkt ist die Person Leopolds I. und die Beurtheilung derselben durch die zur Zeit in Deutschland den Markt beherrschende nationalliberale Geschichtschreibung. Wenn man sich in der deßfallsigen Literatur umsieht, so kann man bei jedem Schritte der Behauptung begegnen, das historische Urtheil über diesen Kaiser stehe ein für allemal fest, darüber lasse sich Nichts Neues und Nichts Besseres mehr sagen, er sei ein erträglich braver Privatmann und dabei ein Betbruder, im Uebrigen aber ein vollkommen schwacher Herr, mit andern Worten ein Tropf von einem Monarchen gewesen. Vertieft man sich aber ein wenig in die Geschichtschreiber der leopoldinischen Zeit selbst,

oder tritt man gar den eigentlichen Quellen näher, so überzeugt man sich, daß das besagte nationalliberale Geschichtsurtheil falsch, wo nicht gefälscht ist. Man erkennt, wie Leopolds Person und seine Politik bei den Zeitgenossen mit gutem Grunde in hoher Achtung stand, und man lernt einsehen, daß das Schwankende, Unsichere und Unvollständige in seinen Regierungshandlungen weit weniger Folge seiner Unkenntniß oder Verkehrtheit, als das Ergebniß vorgefundener, zwingender Verhältnisse und das Verschulden ungenügender Vollzugsorgane war. Die unbefangene und parteilose Geschichtsforschung wird Leopold I. nie zu einem politischen Genius stempeln; sie wird immer anerkennen, daß er als öffentlicher, politischer Charakter nicht entfernt die Höhe erreicht hat, auf welcher wir ihn als einzelnen, nach sittlichem Fortschritt und religiöser Erhebung ringenden Menschen erblicken. Sie wird aber sein bewußtes, beharrliches, unerschütterliches Arbeiten nach bestimmten politischen Zielen immer mehr anerkennen, und dieser Gegenstand wird einen neuen Beleg bilden für die schon an so vielen Gegenständen erprobte und noch zu erprobende Wahrheit des Satzes: Wie traurig muß es um eine Wissenschaft bestellt sein, welche so sehr der Unwahrheit, der Entstellung geschichtlicher Thatsachen und Zustände dient, bloß um auf allen Gebieten und bei allen möglichen Veranlassungen dem nämlichen vorgesteckten Ziel und vorgefaßten Gedanken blindlings nachzujagen, nämlich der Bekämpfung des positiv kirchlichen Christenthums und der Unterwerfung Deutschlands unter die Grundsätze der religiösen und politischen Verneinung! —

Die zweite Bemerkung, welche ich hier zum Schlusse anknüpfen muß, bezieht sich auf die *politischen Gedanken und Ziele* selbst, welche Leopold I. verfolgt hat.

In seiner Zeit war die alte, wahre, mittelalterliche Idee vom römischen Kaiserthum deutscher Nation als der über alle Lande der Christenheit sich verbreitenden obersten Schutzmacht des Rechtes auf Erden, die in unzertrennlichem Bunde steht mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche, — diese für ihre Zeit großartige, aber keineswegs für alle Zeiten haltbare Idee war zertrümmert, und die Trümmer lagen in Gestalt des deutschen Reichskörpers mitten auf dem Boden Europa's herum. Die alten Formen bestanden noch, sie hatten auch nicht allen practischen Werth verloren; aber sie hatten ihre *wesentliche* frühere Bedeutung eingebüßt. Diese Sachlage entging dem damaligen Träger der kaiserlichen Würde keineswegs, und eben deßhalb erkannte er es als seine Aufgabe, ein neues Staatswesen von europäischer Machtstellung zu begründen, das im Stande wäre, auf selbständiger Grundlage und nöthigenfalls auch ohne das Reich seine politischen Zwecke zu erreichen. Leopold I. war in der That der *erste* Habsburger, der diesen Gedanken gehabt und selbständig verfolgt hat. Denn Karl V. war noch ganz in den alten Vorstellungen vom römischen Kaiserthum befangen, und die Thätigkeit seiner Nachfolger bis auf Ferdinand III. verzehrte sich vollständig im Kampf gegen den Protestantismus und gegen die Territorialsouveränetät. Auch Leopold I. war noch römischer Kaiser der Deutschen, und hielt sogar Viel auf die damit verbundene „grandeur und splendeur." Allein er war der Erste, der sich *wesentlich* als *österreichischer Monarch* begriff: er war, anderthalb Jahrhunderte bevor sein Nachkomme Franz II. diesem Gedanken den modernen Ausdruck verliehen hat, der *erste Kaiser von Oesterreich*. Darin, und in seinem beinahe resignirt nachgiebigen Verhalten gegen Brandenburg, lag aber zugleich da-

mals schon die Möglichkeit eines Ausscheidens der habsburgischen Monarchie aus dem Reich ausgesprochen.

Dieser neugegründeten österreichischen Monarchie aber hat Leopold, theils bewußt, theils mit instinktmäßiger Berücksichtigung ihres geschichtlich gewordenen Wesens, einige ganz bestimmte Grundsätze als Leitsterne der Politik vorgesteckt, von welchen abzuweichen für Oesterreich, so oft es geschah, eine Quelle des Unglücks war, und, sofern es einmal dauernd geschieht, die Ursache des Unterganges sein muß. Die einfachsten Dinge enthalten meistens die größten Wahrheiten, und die letzteren lassen sich fast immer in einfachen Worten sagen. So wird auch keine diplomatische Gespreiztheit und keine staatsmännische Großthuerei, weder dießseits noch jenseits der Leitha, über die Wahrheit hinauskommen, daß Oesterreich seine Bedeutung und seinen Beruf in der Geschichte, und damit seine Berechtigung zur Existenz nicht in der orientalischen und nicht in irgend einer anderen Frage zu suchen hat, sondern in der Wahrung des Rechtes und der conservativen Interessen einerseits, in dem Charakter eines wesentlich römisch-katholischen Staates andererseits. Aufgebaut durch eine Ansammlung einzelner historischer Thatsachen und Rechtsgründe, aus den verschiedensten Völkern und Stämmen zusammengesetzt und darum auf die schonlichste Beachtung und allmälige Weiterführung der einzelnen hingewiesen, verläugnet Oesterreich die Bedingungen seiner Existenz, sobald es nach abstracten Theorien und Schablonen handelt. Concret ist dieses Staatsgebilde in der vollsten Bedeutung des Wortes; conservativ muß es sein, wenn es nicht seinen Feinden eine Freude nach der andern bis zur letzten und größten bereiten will. Und der katholische Charakter des Ganzen beruht nicht nur auf

dem Katholicismus des Herrscherhauses, sondern auf jenem der breiten Masse des Volkes, der Steuern und Armeen liefernden Landbevölkerung. Weder die Juden Wiens und Galiziens, noch die Protestanten Ungarns ändern an dieser Thatsache Etwas, gerade so wenig, wie die französischen Freidenker daran Etwas zu ändern vermögen, daß Frankreich ein katholisches Land ist.

Man mag diese Ansichten bei der augenblicklichen Strömung der Geister reactionär schelten, obwohl sie es nicht sind. Mir fällt nicht ein, zum leopoldinischen Absolutismus auch nur im geringsten Punkte zurückkehren zu wollen. Ich behaupte aber, daß das Wesentliche und dauernd Gesunde der Politik jener Tage auch in den jetzigen und künftigen staatlichen Formen Oesterreichs aufrecht erhalten und angewendet werden kann, und daß, wenn man den Weg hiezu nicht findet, der Staat seinem Untergang zugeführt wird. Die Zukunft mag entscheiden.

Nicht nur für Oesterreich, sondern auch namentlich für unser jetziges deutsches Reich ergibt sich aus der Geschichte Leopolds noch eine Lehre, die ebenfalls so einfach ist, daß man sich fast schämt, sie drucken zu lassen, und der gleichwohl immer von Neuem entgegengehandelt wird. Es ist die alte Wahrheit, daß das Ausland seine Kraft gegen uns in unserer eigenen Uneinigkeit schöpft und daß ihm zur steten Erhaltung dieses deutschen Reichs-Unfriedens nichts besser dienen kann, als wenn man die Deutschen, ein im Ganzen genommen ernsthaft religiöses Volk, in religiösen Gegensätzen an einander hetzt. Die Erkenntniß dieser Wahrheit war in Leopold I. so klar und entschieden vorhanden, daß sie ihn sogar zu dem ewig erfolglosen Versuch bestimmte, die religiösen Gegensätze äußerlich zu vereinigen. Dieser Versuch mißlang; aber friedlich mit einander unter

einem Dache zu leben, das ist keine Unmöglichkeit. Soll denn die Leidenschaft und starre Heftigkeit der Menschen auch die Erreichung dieses gemäßigten Zieles fort und fort unmöglich machen?

Ich weiß es nicht; ich glaube auch nicht, daß an den religiösen Kämpfen dieser Tage das neue deutsche Reich zu Grunde geht. Solch' eine politische Schöpfung, in ihren Anfängen bereits unter Leopold I. deutlich sichtbar, geleimt und gekittet durch furchtbar viel Menschenblut, hat ein starkes und zähes Leben. Aber wenn wir auch nicht vollends zu Grund gehen, so können wir uns doch entsetzlich viel Unglück und Elend aufladen, das füglich zu sparen wäre, wenn man lernen wollte aus den Geschicken und aus den Leiden vergangener Tage.

Gebetszettel S. 71–72.

S. 147 Religionsspaltung.